

Kein Ort, sondern ein Gefühl

Der Begriff „Heimat“ hat neue Konjunktur und wird dabei auch missbraucht

Von Ute Schaeffer

„Heimat ist kein Ort, Heimat ist ein Gefühl“, singt Herbert Grönemeyer. Damit hat er Recht. Jedenfalls, wenn man Meinungsumfragen folgt. Die Mehrheit in Deutschland verbindet mit Heimat positive Gefühle (1): 87 % denken an Kindheit und Familie, 84 % an Freunde, 75 % an Vergangenheit und alte Zeiten – und drei von vier Menschen fühlen sich ihrer Heimat stark oder sehr stark verbunden (2). Heimat wird von ihnen verstanden als persönlicher Rückzugsort, der ein Leben lang bleibt, und für gelingende und fürsorgliche Beziehungen mit geliebten Menschen. Sie sind damit sehr nah an dem Gedanken des Philosophen Philosoph Karl Jaspers: „Heimat ist da wo ich verstehe und wo ich verstanden werde.“

Das Wort Heimat lässt sich in andere Sprachen kaum übersetzen. Französische, italienische und spanische Wörterbücher übersetzen „Heimat“ mit „patrie“ oder „patria“. Das aber heißt eigentlich Vaterland – und bezeichnet die politische Nation, das Land mit seinen Millionen Menschen. Und während Heimat das Gefühl und die Sinneswahrnehmungen beschreibt, steht „Vaterland“ in der deutschen Literatur von Büchner bis Heine für die politische und nationale Herkunft.

Für den Historiker Gustav Seibt liegt der Begriff Heimat in der Mitte zwischen der „casa“ und der „patria“ der romanischen Sprachen, also zwischen dem Heim und der Nation (3). Es ist ein urdeutsches Wort, das ab 1800 vermehrt in der deutschen Literatur und Sprache auftaucht und seit den den 1930er-Jahren auch eine eigene literarische Form hervorbringt, die Heimatliteratur. Seit einigen Jahren hat der Begriff in Deutschland

Konjunktur – wird mit allen seinen schillernden Interpretationen von Akteuren in Politik und Gesellschaft für die unterschiedlichsten Ziele genutzt und instrumentalisiert.

Ein spezifisch deutscher Begriff

Für den ehemaligen Bundespräsidenten Gauck war Heimat verbunden mit einer Mischung von Bildern, Geräuschen und Gerüchen aus Kindheit und Jugend. „Heimat ist überall dort, wo ich dazugehören darf und will“, sagt der Staatssekretär im Bundesinnenministerium, Markus Kerber (4). Er ist von Amts wegen zuständig für Heimat, denn er leitet den entsprechenden Bereich im Innenministerium, das seit der Bundestagswahl am 24.9.2017 als Ministerium „des Inneren, für Bau und Heimat“ den Begriff nicht nur im Namen führt, sondern Politik machen will für „gesellschaftlichen Zusammenhalt und gleichwertige Lebensverhältnisse“. Das ist eine pragmatische und eher technische Beschreibung des Auftrags, zweckmäßig und unaufgeregt.

Doch in den politischen Debatten wird der Begriff anders genutzt: er soll Emotionen wecken. Beginnend mit dem Zustrom der Flüchtlinge 2015 nach Deutschland wurde das Bild der „bedrohten Heimat“ beschworen. Während die Kanzlerin davon überzeugt war „Wir schaffen das!“, protestierten Pegida Demonstranten in Dresden und anderswo „gegen die Islamisierung des Abendlandes“ und gegen die „Schmarotzer, die unser Geld rauben“. In den sozialen Medien wuchsen die Echoräume gleichgesinnter Wutbürger und verunsicherter anderer – dieser Trend hält

* Ute Schaeffer ist Chefredakteurin von *Dokumente/Documents*.

an. Der Protest gegen die Fremden – und „für die Heimat“, wie die Pegida für sich selbst wirbt, zieht, macht Angst und schürt Wut. Mit Emotionen lassen sich Menschen aktivieren. Protestbewegungen sind deshalb auf emotionale Erzählungen und solche Begriffe angewiesen. Die Protestpartei AfD kommt bei der Bundestagswahl am 24.9.2017 auf 12,6 % und wird zur größten Oppositionspartei im Bundestag.

Der Begriff Heimat war für viele, die sich selbst gerne als liberal oder welttoffen bezeichnen verpönt. Der Begriff galt nicht nur als verstaubt und rückwärtsgewandt, er war politisch diskreditiert. Das lag daran, dass die Nationalsozialisten der „Heimat“ in ihrer Propaganda einen sehr zentralen Platz gegeben hatten – als Gegenmodell zum Fremden, Nichtarischen, Städtischen.

Ende der 1940er-Jahre waren die Heimatvertriebenen aus den ehemaligen deutschen Ostgebieten präsent in der öffentlichen Diskussion und noch bis 1961 existierte der Bund der Heimatvertriebenen und Entrechteten. In den 1950er-Jahren beschrieben Heimatfilme wie „Grün ist die Heide“ oder „Der Förster vom Silberwald“ die Heimat als ländliches Idyll. Dieses sei – ganz im Gegensatz zur verkommenen Großstadt – ein Ort des guten und moralisch reinen Lebens. Heimat – so wie sie in diesen Filmen gezeichnet wurde – war ein Gegenmodell, zu dem, was die Menschen in Deutschland an Verlusten und Existenzsorgen nach dem Krieg ertrugen. Mit Beginn der 1960er-Jahre wurden die Türken als Gastarbeiter in Deutschland angeworben. Die meisten von ihnen wollten nicht die Heimat wechseln, sondern sie gingen – genauso wie der deutsche Staat, der sie anwarb – davon aus, dass sie in ihre Heimat zurückkehren würden.

1966 fragte der jüdische Schriftsteller Jean Améry (5) in einem klugen Essay „wie viel Heimat braucht der Mensch?“ Améry, der in den Vernichtungslagern der Nazis fast zu Tode gekommen war, äußerte die Überzeugung, es gebe keine neue Heimat, die Heimat sei das „Kindheit und Jugendland“. Und er kommt zu dem ebenso nüchternen wie richtigen Ergebnis: „Es ist nicht gut, kei-

ne Heimat zu haben.“ Und er ist sicher „man muss Heimat haben, um sie nicht nötig zu haben“ (6).

Heimat als Kompensationsbegriff

Vielleicht erklärt dieser Satz, warum „Heimat“ aktuell ein so wichtiger und zentraler Begriff geworden ist. Denn nur wer sich nicht sicher fühlt, wer glaubt etwas verloren zu haben (und sei es nur eine bisherige Ordnung, eine klare Orientierung) oder vertrieben zu sein, der sehnt sich nach „Heimat“. Ist deshalb der Rückhalt für Pegida und AfD in den neuen Bundesländern so groß? In Bautzen holte die AfD aus dem Stand bei der Bundestagswahl 32 % der Erststimmen. Das hat ganz sicher damit zu tun, dass in Deutschland die Lebensverhältnisse – vom Wohnen, über die Gehälter bis zur ärztlichen Versorgung – zwischen Ost und West immer noch alles andere als gleichwertig sind. Es hat aber auch mit einer Selbstwahrnehmung und Gefühlen zu tun von Menschen in einer Region, wo sich viele mehr als ein Vierteljahrhundert nach der Wiedervereinigung immer noch als Verlierer fühlen, sich nicht wahrgenommen und nicht repräsentiert sehen? Diese Gefühle – Angst und Wut, Unsicherheit und Verlustängste – werden von den Rechtspopulisten ganz gezielt angesprochen und mobilisiert. Da passt die Parole von der Heimat, die in Gefahr sei, gut rein.

Die Politik will den Begriff von den Rechtspopulisten zurückholen. Es sei wichtig „dass wir den Begriff Heimat in den Köpfen und in den Herzen entnazifizieren“, fordert Staatssekretär Kerber. „Denn eines ist ganz klar: Heimat gibt es für Linke, Bürgerliche, für Lesben und Schwule, Deutsche und für Zuwanderer – es gibt Heimat für alle Menschen!“ (7)

Sein Chef, der Bundesminister des Inneren, für Bau und Heimat, Horst Seehofer zieht der Heimat engere Grenzen : „Wir würden nicht über Zusammenhalt, wir würden nicht über Heimat, wir würden nicht über das Bedürfnis nach Gemeinschaft und die Bewahrung kultureller Identitäten sprechen, wenn es nicht eine tiefe und



© shutterstock.com

Der Bundesminister des Innern, für Bau und Heimat, Horst Seehofer, bei einer Parade zur Eröffnung des Oktoberfestes

spürbare Verunsicherung über die mannigfaltigen Folgen einer nur seit dem Ende des kalten Krieges sich vollziehenden und Globalisierung genannten Entgrenzung aller Lebensverhältnisse gäbe. Eine Entgrenzung, deren gesellschaftliche Folgen alle westlichen Gesellschaften erfasst und zu politischen Verwerfungen geführt hat“ (8). Seehofer hat angekündigt, als Heimatsminister gleiche Lebensverhältnisse in ganz Deutschland schaffen zu wollen. Doch geht es bei dem Ministerium sicher mehr als nur Wirtschaftsförderung oder Strukturreform. Die Benennung des Ministeriums mit dem Begriff Heimat ist auch ein Versuch, einen zentralen Begriff der Rechtspopulisten wieder zurückzuholen in die demokratische und politische Debatte. Auf Bundesebene heißt der politische Gegner dabei AfD.

Auch deshalb spiele der Begriff Heimat im Wahlkampf der CSU in Bayern eine große Rolle. CSU-Landesgruppenchef Alexander Dobrindt machte gegenüber der „Bild am Sonntag“ deutlich: „Die CSU ist nicht bereit, die kulturelle Identität Deutschlands aufzugeben. Multikulti ist gescheitert, politische Korrektheit ist keine Heimat“ (9). Der letzte Satz macht nicht wirklich Sinn. Die ersten beiden aber beschreiben, dass der Heimat-

begriff, um den es hier geht, ein sehr exklusiver ist, der mit den Argumenten konservativer aber auch rechtspopulistischer Positionen spielt: Deutschland als multikulturelle Gesellschaft, mit einer wachsenden Zahl muslimischer Zuwanderer – dieses Konzept sei gescheitert.

Heimat lässt sich inklusiv und exklusiv deuten

Nicht der Begriff ist das Problem, sondern die Art und Weise, wie er politisch missbraucht und als Waffe eingesetzt wird. Wir gegen die. Heimat als Schutzraum für die hier Geborenen, die Einheimischen, das deutsche Volk. So nutzen AfD und Pegida den Begriff. Heimat wird exklusiv verstanden und klar abgegrenzt – als Kampfbegriff gegen Muslime, Fremde, „sogenannte Flüchtlinge“ verwendet. Pegida wie AfD beschwören den Kontrollverlust, gar ein Staatsversagen. Sie sehen unser Land am Rande des Abgrunds – und das deutsche Volk werde durch Zuwanderer ausgelöscht. Dabei stimmt in der genannten repräsentativen Umfrage gerade einmal ein Drittel der Aussage zu „Manchmal habe ich das Gefühl, dass das, was meiner Heimat ausmacht, immer mehr verloren geht“ (10).

Deshalb ist Heimat nicht auf eine Volksgemeinschaft oder ein Land zu übertragen. Oder gar auf eine Rasse, auf Blut und Boden, wie das die Nationalsozialisten behaupteten und propagierten. Heimat ist vielmehr ein sehr individueller, ein subjektiver Begriff. Jeder findet Heimat in einem anderen Rahmen. Und viele, die in einem anderen Land leben und arbeiten als in dem, in dem sie geboren sind, sprechen von mehreren Heima-

ten, die sie haben. In jedem Fall sollten Begriffe wie Identität, Heimat und Kultur nicht denen überlassen werden, die darauf eine fragwürdige, exklusive und sogar rassistische Ideologie begründen (11). Vielmehr geht es darum, auf die mit dem Begriff verbundene Sehnsucht nach Sicherheit, nach Verortung und Orientierung kluge und mehrheitsfähige Antworten zu finden, mit denen sich eine offene und demokratische Gesellschaft gestalten lässt.



© Adobe stock

- 1 Die Zahlen stammen aus einer repräsentativen Umfrage von Allensbach – vgl. Petersen, Thomas, *Heimat und Heimatministerium*. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, Nr. 96, 25.4.2018, S.8. sowie *FAZ.net* am 25.4.2018, <http://www.faz.net/aktuell/politik/inland/deutsche-sprechen-in-der-allensbach-umfrage-ueber-ihr-heimatgefuehl-15558259.html>
- 2 Das Allensbach Institut führte im Frühjahr 2018 eine entsprechende repräsentative Umfrage durch, welche in der *FAZ* am 28.4.18 veröffentlicht wurde: <http://www.faz.net/aktuell/politik/inland/deutsche-sprechen-in-der-allensbach-umfrage-ueber-ihr-heimatgefuehl-15558259.html>
- 3 <https://www.sueddeutsche.de/kultur/sz-serie-was-ist-heimat-ein-gutes-gefuehl-1.3802786-2>: Der Historiker Gustav Seibt erläutert den Begriff „Ein gutes Gefühl“ in der Serie der *Süddeutschen Zeitung* zum Heimat-Begriff am 2.1.2018. Er weist darauf hin, dass nur das Englische mit dem emotional viel weniger aufgeladenen „home-land“ einen vergleichbaren Begriff aufweist.
- 4 Dieses und die folgenden Zitate aus dem Interview, das Markus Kerber 17. Juli 2018 mit der *taz* führte (S.7).
- 5 Geboren 1912 in Österreich als Hans Mayer.
- 6 Zum 100. Todestag ein Porträt am 31.10.2012 in der *Zeit*: Gauss, Karl-Markus, *Ach ja, Heimat.*, 31.10.2012, <https://www.zeit.de/2012/45/Portrait-Jean-Amery>
- 7 *BILD*, Nr.162, 14.6.2018, S.2
- 8 Gastbeitrag von Horst Seehofer unter dem Titel *Heimat*, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 30.4.2018, S.6, <http://www.faz.net/2.2574/innenminister-horst-seehofer-zum-thema-heimat-15565980.html>
- 9 Zitiert nach <http://www.kath.net/news/63244>, 26.3.2018.
- 10 *FAZ*, 25.4.2018 – 28 % stimmen dieser Aussage zu.
- 11 So argumentiert die Publizistin Thea Dorn in ihrem aktuellen Buch *Deutsch, nicht dumpf*; Knaus, 2018.

Davantage un sentiment qu'un lieu

Le terme « Heimat » connaît un nouvel essor, et est parfois employé à mauvais escient

Par Ute Schaeffer

« La Heimat n'est pas un lieu, la Heimat est un sentiment », chante Herbert Grönemeyer. A juste titre. Surtout si l'on en croit les sondages d'opinion. En Allemagne, la majorité des Allemands associent à ce terme de « Heimat » des sentiments positifs (1) : 87 % pensent à l'enfance et à la famille, 84 % aux amis, 75 % au passé – et trois personnes sur quatre ont des liens forts ou très forts avec elle (2). Pour eux, la « Heimat » est un lieu de refuge personnel, qui dure toute la vie, un lieu fait de relations réussies et bienveillantes avec les êtres qui leur sont chers. Ils sont de ce fait très proches de la pensée du philosophe Karl Jaspers qui disait : « La Heimat, c'est là où je comprends et là où je suis compris ».

Le mot « Heimat » est difficile à traduire dans d'autres langues. Les dictionnaires français, italien et espagnol traduisent « Heimat » par « patrie » ou « patria ». Mais cela signifie en fait la patrie – autrement dit la nation politique, le pays avec ses millions d'habitants. Tandis que « Heimat » décrit les sentiments et tout ce que l'on perçoit avec les sens, « Vaterland », dans la littérature allemande de Büchner à Heine, représente l'origine politique et nationale.

Pour l'historien Gustav Seibt, le terme « Heimat » se situe entre la « casa » et la « patria » des langues romanes, c'est-à-dire entre le foyer et la nation (3). C'est un mot allemand ancestral qui apparaît de plus en plus fréquemment dans la littérature et la langue allemandes à partir de 1800, et qui a également produit sa propre forme littéraire à partir des années 1930, la « Heimatliteratur ». Depuis plusieurs années, le terme connaît un nouvel es-

sor en Allemagne – avec de multiples interprétations, il a été utilisé et instrumentalisé par les acteurs politiques et sociaux à des fins très diverses.

Un terme spécifiquement allemand

Pour l'ancien président fédéral Joachim Gauck, le terme « Heimat » était associé à un mélange d'images, de sons et d'odeurs de l'enfance et de la jeunesse. « La Heimat est là où je peux et où je veux appartenir », déclare pour sa part Markus Kerber, secrétaire d'État au ministère de l'Intérieur (4). De par sa fonction, il est responsable de la « Heimat », car il dirige le département correspondant au sein du ministère de l'Intérieur qui, depuis l'élection au Bundestag du 24 septembre 2017, non seulement comprend le mot « Heimat » dans son intitulé, « ministère de l'Intérieur, de la Construction et de la Heimat », mais entend faire de la politique pour une « cohésion sociale et des conditions de vie égales ». Il s'agit là d'une description pragmatique et plutôt technique de sa mission, une description pratique et objective.

Mais dans les débats politiques, le terme est utilisé autrement : il est censé susciter des émotions. L'image de « Heimat menacée » est apparue avec l'afflux de réfugiés en Allemagne en 2015. Alors que la chancelière était convaincue que « nous y arriverons », les manifestants du mouvement Pegida à Dresde et ailleurs ont protesté « contre l'islamisation de l'Occident » et contre les « parasites qui volent notre argent ». Dans les médias sociaux, les échos de citoyens en colère aux vues similaires ainsi que d'autres qui ne se sentent plus en sécurité se sont multipliés – et cette tendance se pour-

* Ute Schaeffer est rédactrice en chef de *Dokumente/Documents*.

suit. Les protestations contre les étrangers – et « pour la Heimat », comme le clame Pegida, attirent, font peur et suscitent la colère. On peut faire agir les gens par les émotions. Les mouvements de protestation dépendent donc de récits basés sur l'émotion ainsi que de tels termes. Le parti protestataire AfD a atteint 12,6 % des voix lors des élections au Bundestag du 24 septembre 2017 et il est ainsi devenu le plus grand parti d'opposition représenté à la chambre basse du Parlement.

Le terme « Heimat » a été proscrit par beaucoup de gens qui se considèrent comme libéraux ou cosmopolites. Ce terme n'était pas seulement considéré comme poussiéreux et rétrograde, il était aussi discrédité politiquement. Les nationaux-socialistes avaient en effet donné à la « Heimat » une place centrale dans leur propagande – comme contre-modèle à l'étranger, au non aryen, à tout ce qui était urbain.

À la fin des années 40, les expulsés des anciens territoires orientaux allemands étaient présents dans le débat public, l'Association des expulsés et des personnes privées de droits a existé jusqu'en 1961. Dans les années 50, des films comme *Verte est la prairie* ou *Le forestier de la forêt argentée* décrivaient la « Heimat » comme une idylle rurale. Par opposition à la grande ville dépravée, c'est un lieu où la vie est moralement pure. La « Heimat » – telle qu'elle a été illustrée dans ces films – était un contre-modèle à toutes les pertes et aux angoisses existentielles que les Allemands avaient subies après la guerre. Au début des années 60, les Turcs ont été recrutés comme travailleurs invités en Allemagne. La plupart d'entre eux ne voulaient pas changer de « Heimat », mais ils pensaient – tout comme l'État allemand qui les avait fait venir – qu'ils retourneraient un jour chez eux.

En 1966, l'écrivain juif Jean Améry (5) demandait dans un essai perspicace : « Dans quelle mesure l'homme a-t-il besoin de sa patrie ? » Améry, qui a failli mourir dans les camps d'extermination nazis, s'est dit convaincu qu'il n'y avait pas de nouvelle « Heimat », que c'était « le pays de l'enfance et de la jeunesse ». Et il arrive à la conclusion aussi

sobre que juste : « Ce n'est pas bon de ne pas avoir de 'Heimat'. » Et il assure : « il faut avoir une 'Heimat' pour ne pas en avoir besoin. » (6)

« Heimat » comme terme de compensation

C'est peut-être cette phrase qui explique pourquoi le mot « Heimat » est devenu aujourd'hui un concept aussi central et aussi important. Car ce sont uniquement ceux qui ne se sentent pas en sécurité, ceux qui croient avoir perdu quelque chose (ne serait-ce que l'ordre qui régnait avant ou encore une orientation claire) ou ceux qui sont chassés, qui aspirent à cette « Heimat ». C'est pourquoi le soutien à Pegida et à l'AFD dans les nouveaux Länder est si fort ? À Bautzen, l'AFD a obtenu 32 % des premières voix aux élections législatives. Cela tient certainement au fait que les conditions de vie en Allemagne – du logement aux salaires en passant par les soins médicaux – sont encore tout sauf équivalentes entre l'Est et l'Ouest.

Mais cela s'explique aussi par une perception de soi et les sentiments des gens qui vivent dans cette partie de l'Allemagne où beaucoup se considèrent encore comme perdants plus d'un quart de siècle après la réunification : ils ne se sentent pas pris en compte ni représentés. Ces sentiments – la peur et la colère, l'insécurité et la peur de la perte – les populistes de droite les utilisent et les mobilisent sciemment. Et ce slogan de la « Heimat » qui est en danger s'inscrit parfaitement dans ce cadre.

La scène politique souhaite récupérer ce terme qui est tombé aux mains des populistes de droite. Il est important « que nous dénazifions le concept de 'Heimat' dans l'esprit et le cœur des gens », exige le secrétaire d'État Kerber. « Parce qu'une chose est claire : il y a une 'Heimat' pour la gauche, la classe moyenne, les lesbiennes et les gays, les Allemands et les immigrants – il y a une 'Heimat' pour tous ! » (7)

Son chef, Horst Seehofer, ministre fédéral de l'Intérieur, de la Construction et de la « Heimat », cerne ce concept de manière plus étroite : « Nous ne parlerions pas de cohésion, nous ne parlerions pas de « Heimat », nous ne parlerions pas du besoin de communauté et de préservation des identités



© Yannick Schaeffer

Vue sur la vieille ville d'Arles

culturelles, s'il n'y avait pas cette incertitude profonde et tangible sur les conséquences multiples du décloisonnement des conditions de vie – un phénomène qui ne cesse de s'étendre depuis la fin de la guerre froide et que l'on appelle mondialisation. Un décloisonnement dont les conséquences sociales ont touché toutes les sociétés occidentales et conduit à des bouleversements politiques. » (8) M. Seehofer a annoncé son intention, en tant que ministre de la « Heimat », de créer des conditions de vie égales dans toute l'Allemagne. Mais le ministère ne se préoccupe certainement pas seulement du développement économique ou des réformes structurelles. Le fait d'inclure le terme « Heimat » dans le nom même du ministère est également une tentative de ramener un terme central des populistes de droite dans le débat démocratique et politique. Au niveau fédéral, l'adversaire politique s'appelle l'AfD.

Voilà aussi pourquoi le terme « Heimat » joue un rôle important dans la campagne électorale de la CSU. Alexander Dobrindt, chef du groupe régional du parti, explique clairement au journal *Bild am Sonntag* : « La CSU n'est pas prête à renoncer à l'identité culturelle allemande. Le multiculturalisme a échoué, le politiquement correct n'est pas une 'Heimat'. » (9) La dernière phrase n'a pas vraiment de sens. Les deux premières, en revanche, montrent que le concept dont il est question ici est un concept exclusif qui joue sur les ar-

guments des conservateurs mais aussi sur ceux des populistes d'extrême-droite : l'Allemagne en tant que société multiculturelle, avec un nombre croissant de migrants musulmans – ce concept a échoué.

Une interprétation à la fois inclusive et exclusive du concept

Ce n'est pas le terme en soi qui pose problème, mais bien la manière dont il est utilisé en politique à mauvais escient et brandi comme une arme. Nous contre eux. La « Heimat » comme refuge pour ceux qui sont nés ici, les indigènes, le peuple allemand. C'est ainsi que l'AfD et Pegida utilisent le terme. Il s'agit d'une compréhension exclusive et clairement délimitée du mot – utilisé comme un terme de combat contre les musulmans, les étrangers, les « soi-disant réfugiés ». Pegida ainsi que l'AfD évoquent la perte de contrôle, voire l'échec de l'Etat allemand. Ils voient notre pays au bord de l'abîme – et le peuple allemand effacé par les migrants. Dans l'enquête représentative mentionnée au début de cet article, un tiers seulement des personnes interrogées sont d'accord avec l'affirmation suivante : « J'ai parfois l'impression que ce qui fait mon pays natal se perd de plus en plus. » (10) Par conséquent, la « Heimat » ne doit pas se reporter à une communauté nationale ou à un pays. Ou même à une race, au concept du « sang et de la terre », comme le prétendaient et le propageaient

les nationaux-socialistes. La « Heimat » est bien plus un concept très individuel, un concept subjectif. Chacun trouve sa place dans un cadre différent. Et beaucoup de ceux qui vivent et travaillent dans un pays autre que celui où ils sont nés parlent d'« Heimat » au pluriel. Dans tous les cas, des concepts tels que l'identité, la « Heimat » et la culture ne

doivent pas être laissés aux mains de ceux qui fondent sur eux une idéologie douteuse, exclusive voire même raciste (11). Il faut davantage trouver des réponses intelligentes et consensuelles aux besoins de sécurité, d'ancrage et d'orientation inhérent à ce concept – des réponses grâce auxquelles une société ouverte et démocratique pourrait être établie.



© Ute Schaeffer

1 Les chiffres proviennent d'une étude représentative de l'institut Allensbach – voir Petersen, Thomas, *Heimat und Heimatministerium*. Dans : *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, No. 96, 25-4-2018, p. 8. et *FAZ.net* du 25-4-2018, <http://www.faz.net/aktuell/politik/inland/deutsche-sprechen-in-der-allensbach-umfrage-ueber-ihr-heimatgefuehl-15558259.html>

2 L'Institut Allensbach a réalisé une enquête représentative au printemps 2018, qui a été publiée dans la *Frankfurter Allgemeine Zeitung* le 28 avril 2018: <http://www.faz.net/aktuell/politik/inland/deutsche-sprechen-in-der-allensbach-umfrage-ueber-ihr-heimatgefuehl-15558259.html>

3 <https://www.sueddeutsche.de/kultur/sz-serie-was-ist-heimat-ein-gutes-gefuehl-1.3802786-2> : l'historien Gustav Seibt explique le 2 janvier le terme « un bon sentiment » dans la série de la *Süddeutsche Zeitung* sur le concept de Heimat. Il souligne que seul l'anglais a un terme similaire avec « homeland » beaucoup moins chargé émotionnellement.

4 Cette citation et les suivantes sont tirées de l'interview que Markus Kerber a accordée à la *tageszeitung* le 17 juillet 2018, p. 7.

5 Né en Autriche en 1912 sous le nom de Hans Mayer.

6 Portrait dans la *Zeit* du 31 octobre 2012 à l'occasion du centenaire de sa mort : *Ach ja, Heimat*, <https://www.zeit.de/2012/45/Portrait-Jean-Amery>

7 *BILD*, No.162, 14-6-2018, p. 2.

8 Contribution de Horst Seehofer sous le titre *Heimat*, dans la *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 30-4-2018, p. 6, <http://www.faz.net/2.2574/innenminister-horst-seehofer-zum-thema-heimat-15565980.html>

9 Cité dans <http://www.kath.net/news/63244>, 26-3-2018.

10 *FAZ*, 25-4-2018, p. 8 – 28% des personnes interrogées sont d'accord avec cette affirmation.

11 C'est l'argument qu'avance la journaliste Thea Dorn dans son dernier ouvrage *Deutsch, nicht dumpf*, Knaus, 2018.

„Heimat“ ist nicht „la patrie“

„Heimat – ein Begriff in der Diskussion“ ist das zentrale Thema dieser Zeitschrift. Und wie Sie in vielen auch französischen Artikeln im Heft sehen werden, haben wir uns dafür entschieden, den Begriff „Heimat“ auf Deutsch zu belassen. Weil es unmöglich ist, ihn ins Französische zu übersetzen.

Wenn ein Franzose „Heimat“ hört, dann denkt er zunächst an „la patrie“. Ein Wort, das unmittelbar auf die Marseillaise verweist, und auf deren ersten Satz „Auf, Kinder des Vaterlands!“ Eine Nationalhymne, die von Krieg, Bataillonen und auch Blut spricht. Eben eher „Vaterland“ als „Heimat“.

Maude Williams bezieht sich in ihrem Artikel über die französischen und deutschen Evakuierten von 1939–1940 auf die sogenannte „kleine Heimat“ – „la petite patrie“. Das Adjektiv reduziert den kriegerischen Charakter des Begriffs. Es verleiht ihm einen emotionaleren Charakter.

„Heimat“ beschreibt ein Gefühl, das Franzosen wie Deutsche gleichermaßen gut kennen. Ein Gefühl, das mit dem Land verbunden ist, in dem sie geboren wurden, oder mit dem Dorf, in dem sie aufwuchsen, oder mit dem Haus ihrer Kindheit. Ein Begriff, der von Erinnerungen und Empfindungen durchdrungen ist. Das Haus, wo wir das erlebt haben oder erleben, was die Deutschen „Geborgenheit“ nennen, ein weiterer unübersetzbarer Begriff. Eine Mischung aus Sicherheit und Zufriedenheit ganz nahe am Glück. „Heimat“ kann daher auch ein verlorenes Paradies bezeichnen, vorübergehend oder dauerhaft. Wenn Rechtspopulisten in Frankreich und Deutschland von „Heimat“ sprechen, dann behaupten sie auch, dass diese Heimat verloren ist – und aktuell durch Zuwanderer bedroht werde. Das aber hat wenig mit dem eigentlichen Sinn des Begriffs „Heimat“ zu tun – und viel mit den Ängsten und Emotionen, welche Populisten schüren. Auch darum wird es in diesem Heft gehen.

« Heimat » n'est pas « la patrie »

« Heimat – un terme polémique », c'est le thème central de cette revue. Et comme vous le verrez dans les articles suivants, nous avons choisi de laisser le terme « Heimat » en allemand. Parce qu'il est impossible de le traduire en français.

Quand un Français entend « Heimat », le premier mot qui lui vient à l'esprit est patrie. Un mot qui renvoie quasi automatiquement à la Marseillaise, et sa première phrase « Allons enfants de la patrie ». Un hymne qui parle de guerre, de bataillons, de sang. Autant de connotations qui sont très éloignées de la « Heimat ».

Dans son article sur les évacués français et allemands de 1939-1940, Maude Williams parle de « petite patrie », et l'adjectif atténue le caractère guerrier du terme. Il lui donne un caractère plus affectif.

Or « Heimat » renvoie à un sentiment, voire à des sentiments que les Français connaissent tout autant que les Allemands, mais qui sont liés au pays où ils sont nés, ou dans le village où ils ont grandi, ou encore dans la maison où ils ont passé leur enfance. C'est un terme empreint de souvenirs et de sensations. Le chez soi où l'on se sentirait bien, où l'on éprouverait ce que les Allemands nomment, autre terme intraduisible, la « Geborgenheit », un mélange de sécurité et de satisfaction proche du bonheur. La « Heimat » peut donc aussi désigner un paradis perdu, temporairement ou définitivement. Quand les populistes de droite en France et en Allemagne parlent de « Heimat » ils prétendent aussi que cette « Heimat » est perdue – et menacée par les migrants. Mais cela n'a pas grand-chose à voir avec la signification réelle du terme « Heimat » – c'est bien davantage le reflet des peurs et des émotions que suscitent les populistes. Nous en parlerons aussi dans ce numéro.

Audrey Parmentier

Spiegel gelungener Integration?

Wie Fußball und Migration in Frankreich und Deutschland zusammenhängen

Von Ansbert Baumann*

» Frankreich ist Weltmeister! Zwanzig Jahre nach dem Triumph bei der Fußball-WM im eigenen Land hat die *Équipe tricolore* wieder den Titel geholt. Und wieder prägten viele Spieler aus Familien mit einer Migrationsgeschichte das Gesicht der französischen Nationalmannschaft. Bereits 1998 wurde die Zusammensetzung der Elf unter dem Schlagwort „Black-Blanc-Beur“ zu einem Spiegelbild der französischen Gesellschaft stilisiert und gerade auch in Deutschland als integrationspolitisches Ideal dargestellt. Tatsächlich verliefen aber viele Entwicklungen und Diskussionen in beiden Ländern ähnlich.

Nach dem Titelgewinn von 1998 erklärte der deutsche Innenminister Otto Schily: „Der französische Erfolg ist ein gutes Beispiel dafür, was Integration von Einwanderern leisten kann. (...) Von dem französischen Beispiel sollten wir Deutsche uns inspirieren lassen.“ Allerdings zeigte sich schnell, dass das positive Image der französischen Nationalmannschaft eher einem Wunschbild als einem Abbild der realen gesellschaftlichen Verhältnisse in Frankreich entsprach. Dies wurde bereits beim Länderspiel gegen die ehemalige Kolonie Algerien deutlich, welches im Oktober 2001 im Chaos endete und kurz vor Schluss abgebrochen werden musste. Ein Jahr später erreichte Jean-Marie Le Pen bei den Präsidentschaftswahlen die Stichwahlen, und es begann eine Zeit wachsender gesellschaftlicher Polarisierung mit schweren Jugendkrawallen in den Vorstädten, die das französische Integrationsmodell komplett in Frage stellten. Auch die *Équipe tricolore* wurde von den Entwicklungen eingeholt: Im Finale der WM von 2006 flog Zinedine Zidane, der gefeierte Held der siegreichen Mannschaft von 1998, nach einem Kopfstoß gegen seinen Gegenspieler vom Platz, und Frankreich verlor das Endspiel; bei der WM 2010 kam es zu einem regelrechten Aufstand

gegen Nationaltrainer Raymond Domenech, und die Mannschaft schied unter skandalösen Umständen bereits in der Vorrunde aus. Ein Jahr später stellte der Stürmerstar Karim Benzema fest: „Wenn ich treffe, bin ich Franzose, aber wenn ich nicht treffe, oder es Probleme gibt, bin ich Araber!“

Allen republikanischen Integrationsmodellen zum Trotz ähneln sich die öffentlichen Diskussionen über den Fußball und die Nationalmannschaft in Frankreich und in Deutschland: Hier wie dort, wurde von rechten Parteien die Frage aufgeworfen, ob die Mannschaft überhaupt „national“ genug sei; es wird über das Mitsingen der Nationalhymne gestritten – eine Debatte, welche in Frankreich erstmals 1998 von Jean-Marie Le Pen losgetreten und seither immer wieder thematisiert wurde – und über die Frage, ob sich die Spieler ausreichend mit den Idealen des Landes identifizieren.

Die Banlieue als wichtiges Reservoir für Talente

In Frankreich wurden seit der Gründung des Fußball-Leistungszentrums in Clairefontaine 1988

* Dr. Ansbert Baumann ist Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für europäische Zeitgeschichte der Universität des Saarlandes und lehrt außerdem an der Universität Tübingen sowie am Collège universitaire Sciences Po, campus de Nancy.

Die französische Fußballnationalmannschaft 2018 in St. Petersburg

Strukturen geschaffen, die dazu geführt haben, dass zahlreiche Spieler mit Migrationshintergrund in die Nationalmannschaft integriert werden konnten und die Banlieue von Paris heute nach Einschätzung zahlreicher Experten als weltweit größtes Reservoir an Fußballtalenten gilt

Es wäre allerdings vereinfacht, aus einer erfolgreichen sportlichen Förderung unmittelbar Rückschlüsse auf innergesellschaftliche Entwicklungen zu ziehen, die sich anhand des Anteils von Migranten in der *Équipe tricolore* manifestieren. Bei genauerem Hinsehen scheinen nämlich auch diesbezüglich die Unterschiede zwischen Frankreich und Deutschland weit weniger eklatant zu sein: Zunächst fällt auf, dass sich in Frankreich verschiedene Migrationswellen zeitversetzt in der Nationalmannschaft niedergeschlagen haben. Dementsprechend gab es in den 1950er- und 1960er-Jahren zahlreiche Nationalspieler mit polnischen

oder italienischen Namen, in den 1970er- und 1980er- kamen spanisch- und portugiesischstämmige Akteure hinzu, und nachdem in den 1970er-Jahren dunkelhäutige Spieler aus den französischen Überseegebieten, wie Marius Trésor aus Guadeloupe oder Gérard Janvion aus Martinique, in die Nationalmannschaft nominiert worden waren, kamen seit den 1980er-Jahren zunehmend Spieler mit afrikanischen Vorfahren zum Einsatz, wie beispielsweise der in Mali geborene Jean Tigana, der zu den zentralen Spielern der Europameisterelf von 1984 gehörte.

Allerdings spiegelten sich auch in den Namen der deutschen Nationalspieler die Migrationsentwicklungen wider: So finden sich seit den 1920er-Jahren Vertreter aus masurischen und polnischen Migrantenfamilien, allen voran die prominenten Nationalspieler Ernst Kuzorra und Fritz Szepan; die gleiche Einwanderergruppe war auch in den

1950er-, 1960er- und 1970er- Jahren mit Spielern wie Hans Tilkowski, Reinhard „Stan“ Libuda oder Rüdiger Abramczyk stark vertreten. Hinzu kamen eingebürgerte Spieler, wie die Weltmeister Jupp Posipal und Rainer Bonhof, oder der Europameister Mirko Votava. Seit den 1970er- Jahren liefen auch schon dunkelhäutige Spieler für die deutsche Nationalmannschaft auf: Erwin Kostedde, der 1974 sein erstes Länderspiel absolvierte, war ebenso der Sohn eines afroamerikanischen GIs und einer deutschen Mutter wie Jimmy Hartwig, der 1979 sein erstes Spiel im Nationaltrikot bestritt. Seit den 1990er-Jahren spiegelt sich schließlich auch die im Kontext der bundesdeutschen Anwerbepolitik (1955–1973) stehende Einwanderung in der deutschen Nationalmannschaft wider, mit Spielern wie Bruno Labbadia, Fredi Bobic oder Mustafa Dogan, der 1999 als erster türkischstämmiger Spieler in der Nationalmannschaft debütierte.

Einwanderungsprozess im Spiegel der Nationalmannschaften

Die vermeintlich neuartige interkulturelle Öffnung der deutschen Nationalmannschaft im Kontext der zum „Sommermärchen“ deklarierten Weltmeisterschaft von 2006 sollte demnach etwas relativiert werden. Es handelt sich vielmehr um einen Prozess, in welchem sich eine gesamtgesellschaftliche Entwicklung – und damit der Weg hin zu einer de facto Einwanderungsgesellschaft – zeitversetzt widerspiegelt.

Dazu gehört anscheinend auch, dass dieser Prozess in Zeiten sportlichen Erfolgs auf eine breite gesellschaftliche Zustimmung stößt und bei Misserfolgen jederzeit kritisch hinterfragt werden kann. So kann der Fußballspieler Mesut Özil zum Vorzeigebeispiel für gelungene Integration, oder auch zum Sinnbild für deren Misslingen stilisiert werden. Als Özil am 22. Juli 2018 seinen sofortigen Rücktritt aus der Nationalmannschaft bekannt gab, griff er die DFB-Spitze mit einem Satz an, der sehr stark an die Aussage von Karim Benzema erinnert: „In den Augen von Grindel und seinen Helfern bin ich Deutscher, wenn wir gewinnen, und ein Immigrant, wenn wir verlieren.“

Mit seiner Rücktrittserklärung trat Özil eine Debatte los, in welcher viele integrationspolitische Erfolge des DFB, die in den Medien vorrangig an der „vielfältigen“ deutschen Nationalmannschaft festgemacht wurden, in Zweifel gezogen wurden. In Frage gestellt wird die integrative Kraft des Fußballs im Alltag aber vor allem auf lokaler Ebene in den unteren Ligen, wo insbesondere migrantisch geprägte Vereine häufig mit Vorurteilen zu kämpfen haben. Übersehen wird dabei, dass der Fussball in beiden Ländern von Anfang an eine wesentlich von Migranten geprägte Sportart war, dass Vereine wie der FC Schalke 04 einst als „Polackenclub“ verschrien waren und dass die ersten monoethnischen Vereine in der Bundesrepublik Deutschland bereits Anfang der 1960er-Jahre entstanden. Diese hatten das Ziel, den überwiegend männlichen jungen Arbeitnehmern, die im Zuge der Anwerbepolitik seit 1955 ins Land gekommen waren, eine sinnvolle Freizeitbeschäftigung anzubieten. Die damaligen Statuten des DFB ließen für Amateurmansschaften nur zwei ausländische Spieler zu, so dass die „Gastarbeiter“ gezwungen waren, eigene Mannschaften zu bilden, welche dann gegen andere „Gastarbeitermannschaften“ antraten. Allein in Baden-Württemberg entstanden beispielsweise zwischen 1961 und 1971 ein griechischer, ein türkischer, ein italienischer, ein spanischer und ein jugoslawischer Fußballverband, die einen regelmäßigen Spielbetrieb organisierten. Die fußballspielenden Migranten blieben somit zunächst unter sich und betonten ihre kulturellen Eigenheiten, die sie von ihrer Umgebung unterschieden.

Derartige Abgrenzungstendenzen sind jedoch ein völlig normaler Prozess, der beispielsweise in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts auch bei den polnischen Mannschaften im Ruhrgebiet zu beobachten war. Gleiches gilt für die ersten „Ausländervereine“ in Frankreich, wo beispielsweise Schweizer Fußballbegeisterte schon kurz nach der Jahrhundertwende in Paris einen eigenen Club gründeten, oder 1922 ein armenischer Fußballverein in Valence entstand. Über die polnischstämmigen Migranten, welche 1924 den Polnischen Fußballverband in Frankreich ins Leben riefen, bestanden zudem enge Kontakte ins Ruhr-



Foto: privat / Baumann

Mannschaft des 1971 gegründeten Gastarbeitervereins Dinamo Stuttgart

gebiet – so waren mindestens zwei der Spieler, welche 1948 das Endspiel um den französischen Landespokal für den RC Lens bestritten (Stefan Dembicki und Michel Lewandowski), als Kinder polnischer Migranten im Ruhrgebiet geboren worden!

In Deutschland spielten die „Gastarbeiterkinder“ ab den 1970er-Jahren häufig in den Jugendmannschaften örtlicher Vereine, da die Migrantenclubs in den meisten Fällen keine Jugendabteilungen hatten. Da Spieler mit ausländischer Staatsangehörigkeit, die mindestens zwei Jahre in einer deutschen Jugendmannschaft gespielt haben, nach den Regularien des DFB als „Fußballdeutsche“ gelten, waren jene später auch in den jeweiligen Herrenmannschaften spielberechtigt, was ihnen eine wachsende Akzeptanz in ihrem sozialen Umfeld bescherte. In einer längerfristigen Perspektive trug der Fußball also in beiden Ländern wesentlich zur Integration der Migranten bei.

Der vergleichende Blick auf die Verhältnisse in Deutschland und Frankreich zeigt vor allem, dass

die Geschichte der Migration nicht primär als eine Geschichte nationaler Minderheiten interpretiert werden sollte. Vielmehr war die Arbeitsmigration ein Prozess, der ein konstitutives Element der historischen Entwicklung beider Länder darstellt – so bildeten die Jahre der bundesdeutschen Anwerbepolitik zwischen 1955 und 1973 eine Transformationsphase hin zu einer de facto Einwanderungsgesellschaft und waren zugleich ein zentraler Faktor für die ökonomische, soziale und soziokulturelle Entwicklung des Landes. Es gibt nämlich keine statischen nationalen Eigenschaften, und ebenso wie der Migrantensohn Beethoven die deutsche Musik geprägt hat, wird der deutsche Fußball heute auch durch Migrantenkinder verkörpert.

Wenn man sich dann auch noch vergegenwärtigt, dass Dürer ungarische und Goethe möglicherweise türkische Vorfahren hatte, wird deutlich, dass Deutschland ebenfalls auf eine lange Migrationsgeschichte zurückblicken kann – unabhängig davon, wer gerade Fußballweltmeister ist.

Reflet d'une intégration réussie ?

Les relations entre le football et l'immigration en France et en Allemagne

Par Ansbert Baumann*

» La France est championne du monde ! Vingt ans après son triomphe en Coupe du monde à domicile, l'équipe tricolore a de nouveau remporté le titre. Une fois de plus, de nombreux joueurs dont les familles sont issues de l'immigration ont façonné le visage de l'équipe de France. Dès 1998, la composition des onze a été stylisée comme reflet de la société française sous le slogan « Black-Blanc-Beur ». Elle a également été présentée en Allemagne comme un idéal de politique d'intégration. Dans les faits, les deux pays ont connu de nombreuses évolutions et discussions similaires.

Après avoir remporté le titre en 1998, le ministre allemand de l'Intérieur Otto Schily a déclaré : « Le succès français est un bon exemple de ce que l'intégration des immigrés peut réaliser. [...] Nous les Allemands, devrions nous inspirer de l'exemple français. » Or, il s'est vite avéré que l'image positive de l'équipe de France correspondait plus à un idéal qu'à un reflet des conditions sociales réelles en France. Cela est apparu clairement lors du match international contre l'ancienne colonie algérienne, qui s'est terminé dans le chaos en octobre 2001 et a dû être interrompu peu avant la fin du jeu. Un an plus tard, Jean-Marie Le Pen a atteint le second tour d'élection présidentielle, et une période de polarisation sociale croissante a commencé avec de graves émeutes de la jeunesse dans les banlieues, remettant complètement en question le modèle français d'intégration. L'équipe tricolore a également été rattrapée par les évolutions : en finale de la Coupe du Monde 2006, Zinedine Zidane, le célèbre héros de l'équipe gagnante de 1998, a été renvoyé après un coup de tête asséné à un adversaire, et la France a perdu la finale ; lors de la Coupe du Monde 2010, une véritable révolte a été fomentée contre l'entraîneur national Raymond Domenech, et l'équipe a été éli-

minée dès la phase de groupes dans des circonstances scandaleuses. Un an plus tard, l'attaquant vedette Karim Benzema déclarait : « Quand je marque, je suis français, mais quand je rate, ou qu'il y a des problèmes, je suis arabe ! »

Malgré les différents modèles d'intégration républicaine, les débats publics sur le football et l'équipe nationale en France et en Allemagne sont similaires : ici et là, les partis d'extrême-droite se sont demandés si l'équipe était « assez nationale » ; il existe aussi un différend sur le fait de chanter l'hymne national – un débat que Jean-Marie Le Pen a lancé en France pour la première fois en 1998 et qui, depuis, est revenu à plusieurs reprises – et la question est posée de savoir si les joueurs s'identifient suffisamment aux idéaux du pays.

La banlieue, l'un des plus grands réservoirs de talents

En France, depuis la création du Centre de Football Clairefontaine en 1988, des structures ont été créées qui ont permis à de nombreux joueurs issus de l'immigration d'être intégrés dans l'équipe

* Ansbert Baumann est assistant de recherche à la Chaire d'histoire contemporaine européenne à l'Université de la Sarre et enseigne également à l'Université de Tübingen et à Sciences Po Paris, Collège universitaire à Nancy.

L'équipe de France de football lors de la Coupe du monde 1998 en France

nationale, et de nombreux experts estiment que la banlieue parisienne est aujourd'hui considérée comme l'un des plus grands réservoirs mondiaux de talents du football.

Cependant, il serait plus simple de tirer des conclusions directes sur les développements sociaux internes à partir d'une promotion sportive réussie, qui se manifeste dans la proportion de migrants dans l'équipe tricolore. En y regardant de plus près, les différences entre la France et l'Allemagne semblent beaucoup moins flagrantes : tout d'abord, il est frappant de constater qu'en France, différentes vagues de migration décalées dans le temps se sont reflétées dans l'équipe nationale. Ainsi, dans les années 1950 et 1960, de nombreux joueurs nationaux évoluaient avec des noms polonais ou italiens ; dans les années 1970 et 1980, des joueurs espagnols et portugais sont venus s'y ajouter. Dans les années 1970, des joueurs à la

peau foncée venus des territoires français d'outre-mer, comme Marius Trésor de Guadeloupe ou Gérard Janvion de Martinique, ont été nommés pour l'équipe nationale, puis, à partir des années 1980, de plus en plus de joueurs d'origine africaine ont été sélectionnés, comme par exemple Jean Tigana, né au Mali, qui a été l'un des joueurs centraux de l'équipe du championnat d'Europe 1984.

Les évolutions de l'immigration se reflètent cependant également dans les noms des joueurs internationaux allemands : depuis les années 1920, par exemple, il y avait des représentants des familles d'immigrés de Mazurie et de Pologne, en particulier les joueurs de premier plan Ernst Kuzorra et Fritz Szepan ; le même groupe d'immigrés était également fortement représenté dans les années 1950, 1960 et 1970 par des joueurs tels que Hans Tilkowski, Reinhard « Stan » Libuda et Rüdiger

Abramczyk. Par ailleurs, il y avait des joueurs établis tels que les champions du monde Jupp Posipal et Rainer Bonhof, ou le champion d'Europe Mirko Votava. Depuis les années 70, des joueurs à la peau foncée jouent dans l'équipe nationale allemande : Erwin Kostedde, qui a joué son premier match international en 1974, était le fils d'un GI afro-américain et d'une mère allemande, tout comme Jimmy Hartwig, qui a disputé son premier match sous le maillot national en 1979. Depuis les années 1990, l'immigration dans le cadre de la politique de recrutement allemande (1955-1973) se retrouve dans l'équipe nationale allemande avec des joueurs comme Bruno Labbadia, Fredi Bobic et Mustafa Dogan, qui a fait ses débuts en équipe nationale en 1999 en tant que premier joueur d'origine turque.

Les évolutions de l'immigration se reflètent cependant également dans les équipes

La prétendue nouvelle ouverture interculturelle de l'équipe nationale allemande dans le cadre de la Coupe du monde 2006, appelée outre-Rhin « le conte d'été », doit donc être quelque peu relativisée. Il s'agit plutôt d'un processus dans lequel une évolution sociale globale – et donc la voie vers une société d'immigration de fait – se reflète avec un décalage dans le temps.

Ceci inclut apparemment aussi le fait que ce processus bénéficie d'une large approbation sociale en période de succès sportif et peut être remis en question de manière critique à tout moment en cas d'échec. Ainsi, selon les résultats, le footballeur Mesut Özil peut être utilisé comme un exemple d'intégration réussie, ou comme un symbole de l'échec de cette même intégration.

Quand Özil a annoncé sa démission immédiate de l'équipe nationale le 22 juillet 2018, il a attaqué la direction de la DFB (la Fédération Allemande de Football) avec une phrase qui rappelle la déclaration de Karim Benzema : « Aux yeux de Grindel et de ses assistants, je suis allemand si nous gagnons, et un immigré si nous perdons ». Avec sa démission, Özil a ouvert un débat au cours duquel de nombreux succès de la poli-

tique d'intégration de la Fédération, présentés la plupart du temps par les médias sous l'étiquette d'une équipe allemande « diverse », ont été remis en question.

C'est aussi le pouvoir d'intégration du football dans la vie quotidienne qui est remis en question, mais surtout au niveau local dans les ligues inférieures, où les clubs dont les joueurs sont issus de l'immigration sont souvent confrontés à des préjugés. On oublie que le football dans les deux pays a toujours été un sport largement influencé par les migrants, que des clubs comme le FC Schalke 04 était autrefois qualifié de « club des polaks » et que les premiers clubs monoethniques ont vu le jour en République fédérale d'Allemagne dès le début des années 1960. L'objectif était d'offrir une activité de loisir significative aux jeunes travailleurs à prédominance masculine qui s'étaient installés dans le pays depuis 1955 dans le cadre de la politique de recrutement. Les statuts de la Fédération Allemande de Football n'autorisaient à l'époque que deux joueurs étrangers pour les équipes d'amateurs, de sorte que les « travailleurs immigrés » étaient contraints de former leurs propres équipes, qui se mesuraient alors à d'autres « équipes de travailleurs immigrés ». Rien que dans le Bade-Wurtemberg, par exemple, entre 1961 et 1971, des associations de football grecque, turque, italienne, espagnole et yougoslave ont été créées pour organiser régulièrement des matches. Les migrants jouant au football sont donc restés entre eux et ont ainsi accentué leurs particularités culturelles qui les distinguaient de leur environnement.

Cette tendance à se démarquer des autres est pourtant un processus tout à fait normal qui a pu être observé, par exemple, au cours des premières décennies du 20^e siècle parmi les équipes polonaises dans la région de la Ruhr. Il en va de même pour les premiers « clubs étrangers » en France, où, par exemple, les supporters suisses ont fondé leur propre club à Paris peu après le tournant du siècle, ou encore un club de football arménien fondé à Valence en 1922. Grâce aux migrants nés en Pologne qui ont fondé la Fédération polonaise de football en France en 1924, il y avait aussi des contacts étroits dans la région de la Ruhr – au



Foto: privat / Baumann

L'équipe du FC Ankara Gengenbach, un club d'immigrés turcs fondé en 1965

moins deux des joueurs qui ont disputé le dernier match de Coupe de France pour le RC Lens en 1948 (Stefan Dembicki et Michel Lewandowski) sont nés enfants de migrants polonais dans la région de la Ruhr !

En Allemagne, à partir des années 1970, les « enfants des travailleurs immigrés » jouaient souvent dans les équipes de jeunes des clubs locaux, car dans la plupart des cas, les clubs de migrants ne disposaient pas de section jeunesse. Comme les joueurs de nationalité étrangère qui avaient joué pendant au moins deux ans dans une équipe allemande de jeunes étaient considérés comme des « Allemands du football » au sens du règlement de la Fédération Allemande de Football, ils ont ensuite été autorisés à jouer dans les équipes masculines de ces clubs, ce qui leur a valu une acceptation croissante dans leur environnement social. Dans une perspective à plus long terme, le football a ainsi contribué de manière significative à l'intégration des migrants dans les deux pays.

Un examen comparatif de la situation en Alle-

magne et en France montre surtout que l'histoire de l'immigration ne doit pas être interprétée avant tout comme une histoire des minorités nationales. Au contraire, la migration de main-d'œuvre était un processus qui représentait un élément constitutif du développement historique des deux pays : les années de la politique de recrutement allemande entre 1955 et 1973 ont constitué une phase de transformation pendant laquelle l'Allemagne est devenue une société d'immigration de facto, et elles ont été en même temps un facteur central pour le développement économique, social et socioculturel du pays. Il n'y a pas de caractéristiques nationales statiques, et tout comme Beethoven, le fils d'un migrant, a empreint la musique allemande, le football allemand d'aujourd'hui est lui aussi incarné par les enfants de migrants.

Et si vous vous souvenez que Dürer avait des ancêtres hongrois et Goethe, des ancêtres sans doute turcs, il devient clair que l'Allemagne peut elle aussi se targuer d'avoir derrière elle une longue histoire de l'immigration – quel que soit l'actuel champion du monde de football.

„Heimat“ ist durch Orte, Erfahrung und Erinnerung geprägt

Ein Interview mit der Autorin Nora Krug* über Ihr Buch *Heimat. Ein deutsches Familienalbum*

» *Heimat* hat die in Karlsruhe geborene Illustratorin und Autorin Nora Krug ihr Buch betitelt, das wir auf dem Cover dieser Ausgabe abbilden. Eine Familiengeschichte, die mit Illustrationen, Texten Fotografien und Dokumenten die Suche nach den Erinnerungen und historischen Ereignissen einfängt und dabei wesentliche Fragen stellt zur Zeitgeschichte, zur Rolle von Erinnerung in der Entwicklung von Identität. Im Interview mit Ute Schaeffer erklärt die in Brooklyn lebende Autorin, was Heimat für sie bedeutet.

Ihr Buch *Heimat – ein deutsches Familienalbum* ist eine illustrative Recherche-Reise zu Ihren eigenen familiären Wurzeln, die Sie in handgeschriebenen Texten, Zeichnungen, Fotos und Bildern einfangen. Haben Sie diese offene Gestaltung bewusst gewählt, weil Erinnerung in der Regel aus vielen kleinen Eindrücken, Bildern, Emotionen und Sinneswahrnehmungen entsteht?

Ja, dies war definitiv einer der Gründe, weswegen ich dieses spezielle Format für mein Buch ausgewählt habe. Erinnerung setzt sich aus vielen Eindrücken zusammen und ist natürlich auch ganz stark durch Bilder geprägt. Fotos verwendete ich immer dann, wenn ich es wichtiger fand, einen ganz bestimmten historischen Moment in der Geschichte darzustellen. Illustrationen dann, wenn keine echten „Beweisstücke“ vorhanden waren, und ich mich auf meine Fantasie verlassen musste. Das „traditionelle“ Graphic-Novel-Format, das auf Textkästchen und Sprechblasen beruht, empfand ich als zu einengend, und ich befürchtete, dass dieses Format nicht genug Raum für eine vielschichtige und vielseitige visuelle Ausdrucksform bieten würde. Auch deswegen wählte ich eine offenere Form.

Das Buch erzählt auch von vielen Gesprächen, die Sie mit ihrer Familie geführt haben. Einmal sind Sie mit Ihrem Vater in dessen Heimatort Kilsheim in der Nähe von Karlsruhe gefahren. Für Ihren Vater ein vertrauter Ort, Heimat – für Sie und Ihren Bruder ein fremder Ort. Sie selbst leben seit 17 Jahren in New York. Was ist für Sie selbst Heimat?

Heimat ist ein Begriff, der für mich ungreifbar ist – und wahrscheinlich auch bleiben wird. Für mich ist er ganz eng mit Kindheitserinnerungen verbunden. Mit Spaziergängen in der Pfalz oder im Schwarzwald, mit Leberknödelsuppe, mit den Liedern, die ich mit dieser Landschaft verbinde (und mit der melancholischen Schönheit, die diese Lieder besitzen) und natürlich ganz besonders mit meiner eigenen Familie. Heimat stellt für mich etwas dar, das nur in der Vergangenheit existiert, da ich seit 20 Jahren im Ausland lebe. Ich fühle mich in New York zuhause und spüre eine tiefe Verbindung zu Deutschland.

* Nora Krug wurde 1977 in Karlsruhe geboren, studierte Bühnenbild, Dokumentarfilm und Illustration. Ihre Zeichnungen und Bildergeschichten erscheinen regelmäßig in großen Tageszeitungen und Magazinen wie der *New York Times*, *Guardian*, *Le Monde Diplomatique*. Krug ist Professorin für Illustration an der Parsons School of Design und lebt in Brooklyn. Ihr Buch *Heimat. Ein deutsches Familienalbum* erschien im Penguin Verlag Hardcover.

Aber den Heimatbegriff würde ich heute auf keines der beiden Länder beziehen, denn ich habe Deutschland vor langer Zeit verlassen, und in Amerika bin ich nicht aufgewachsen, habe hier also keine Kindheitserinnerungen.

Wie verändert sich Erinnerung – aus ihrem Erleben – über Generationen und durch Migration? Welche Rolle spielt Erinnerung aus Ihrer Sicht für kulturelle Identität? Warum ist Erinnerung nie vollständig?

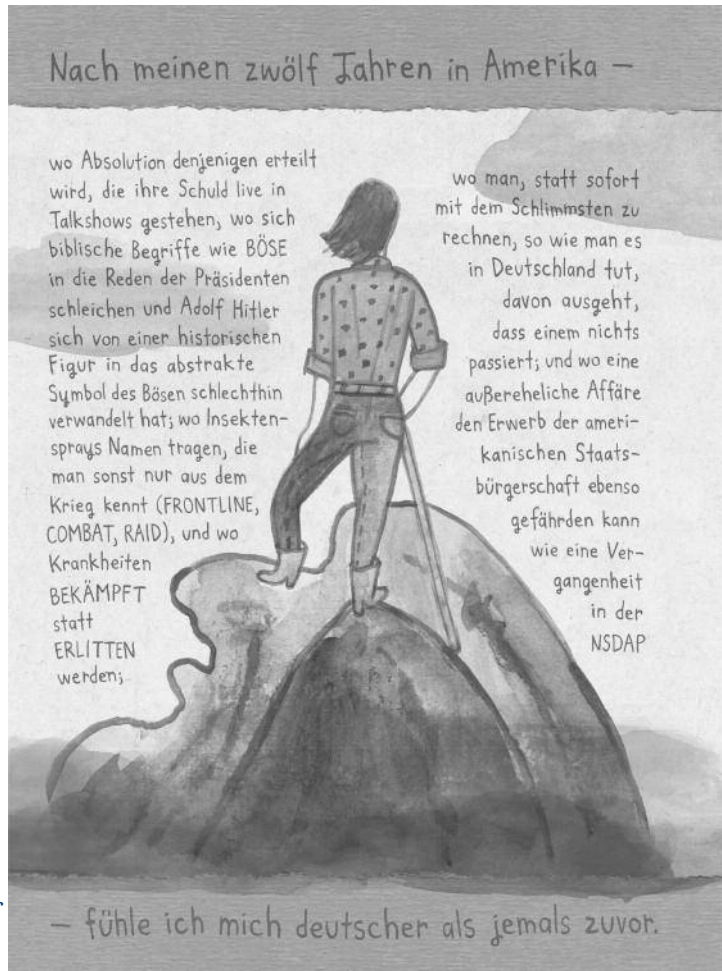
Erinnerung ist wandelbar. Sie ist etwas, das sich in einem stetigen Zustand der Veränderung befindet, da wir sie, basierend auf unseren jeweiligen Erlebnissen in der Gegenwart, immer wieder relativieren. Etwas, was in uns vor Jahren Schmerz ausgelöst hat, kann, je nachdem, was für Erfahrungen wir später machen, im Nachhinein als noch schmerzhafter oder als weniger schmerzhaft empfunden werden. Wir wissen mittlerweile, dass sich „ererbte“ negative Erinnerungen sogar auf die genetische Struktur eines Menschen auswirken können. Je nachdem, wie in einer Familie über Erinnerungen gesprochen wird, prägen sie unser Verständnis von geschichtlichen und persönlichen Ereignissen und von unserer eigenen kulturellen Identität. Wenn in einer Familie überhaupt nicht über Erinnerungen gesprochen wird (so wie dies in der Familie meines Vaters der Fall war), dann hinterlässt das natürlich auch emotionale Spuren, die sich auf das Verständnis unserer eigenen Familiengeschichte und der politischen Geschichte unseres Landes auswirken.

Wenn man seine Heimat verlässt und in ein anderes Land, einen anderen Kulturkreis emigriert, nimmt die Erinnerung an die eigene Vergangenheit, an die eigene Kultur, einen neuen Stellenwert ein, der manchmal durch Sentimentalität und manchmal durch Verdrängen und Vergessen-Wollen geprägt ist. Unser Gehirn selektiert, welche Erinnerungen wir zulassen und welche wir als irrelevant empfinden, beziehungsweise, welche wir versuchen zu verdrängen. Erinnerung kann daher immer nur fragmentarisch funktionieren. Sich an die Bedingungen des neuen Landes anzupassen ist ein ganz natürlicher Überlebensprozess, bei dem auch die Erinnerung relativiert wird. Wenn man in einem anderen Land lebt, bewegt man sich immer zwischen den Kulturen, hat keine kulturelle Identität mehr, die sich nur auf die Erlebnisse und Geschichte eines einzelnen Landes bezieht.

Ich hätte mein Buch „Heimat“ nie geschrieben, wenn ich Deutschland nicht verlassen hätte, denn mir hätte der distanzierte Blick auf mein eigenes Heimatland dazu gefehlt. Während der Arbeit an meinem Buch, das ich „aus der Ferne“ schrieb, wurden viele Kindheitserinnerungen in meinem Bewusstsein geweckt, deren ich mir nicht mehr bewusst gewesen war, auch Erinnerungen, die mit Kriegserzählungen zu tun hatten. Im Nachhinein weiß ich aber nicht genau, ob diese Erinnerungen für mich wirklich so prägend waren, wie ich sie jetzt im Nachhinein wahrnehme, oder ob sie nur dadurch so präsent wurden, weil ich ein Buch über den Krieg schrieb.

Heimat ist kein Ort, sondern ein Gefühl heißt es. Warum fällt es vielen so schwer Heimat mit multikulturellen und offenen Gesellschaften zu verbinden?

Ich persönlich glaube, dass der Heimatbegriff ganz stark mit spezifischen Orten verbunden ist, dass er nicht nur ein Gefühl darstellt, denn die physische Verbundenheit, die wir in unserer Kindheit zu unserer Umgebung empfinden und entwickeln prägt unser Zugehörigkeitsgefühl immens: der Geruch der Mutter, das Geräusch des Schlüssels in der Haustür, wenn der Vater nach Hause kommt, die Farbe, die die Vogelbeeren auf dem Boden im Vorgarten hinterlässt, der Gesang der Amsel, die jeden Frühling im Garten singt (in New York gibt es diesen Vogel nicht). Diese physisch erlebten Wahrnehmungen kreieren ein Gefühl von Sicherheit in unserem kindlichen Bewusstsein – vorausgesetzt wir haben keine negativen Assoziationen damit.



Heimat – ein deutsches Familienalbum heißt die illustrative Erzählung von Nora Krug. Wir danken der Autorin dafür, dass wir den Titel auf dem Cover dieser Ausgabe nutzen dürfen.

Ich glaube, dass vielen Menschen durch die Globalisierung Angst davor haben, diesen physischen Anspruch auf einen Ort zu verlieren. Ich verstehe diese Angst, und ich glaube auch daran, dass wir, gerade als durch unsere Geschichte belastete Deutsche, ein positives Verhältnis zu unserem Land, unserem kulturellen Erbe und unserem Heimatbewusstsein pflegen müssen, und dass wir auch ein kulturelles Selbstverständnis entwickeln müssen, das in seiner Natur ganz spezifisch deutsch ist (sowohl durch ein regionales, als auch durch ein überregionales Verständnis von Heimat). Trotzdem müssen wir uns aber dessen bewusst sein, dass Gesellschaften über Jahrhunderte hinweg stets durch Migrationswellen geformt wurden, dass sie sich schon immer im Wandel befunden haben und auch befinden müssen, dass es keine reine urdeutsche Gesellschaft gibt und jemals gab. Zu behaupten, dass wir durch diese Erfahrungen (oder auch durch unsere Kriegserfahrungen) nicht genauso geprägt worden sind, wie durch unsere kulturellen, als „deutsch“ bezeichneten Errungenschaften, wäre naiv. Unser deutsches Bewusstsein und unsere Identität sind durch all diese Erfahrungen geprägt, denn Gesellschaften existieren nie in einem geschichtlichen Vakuum.

Das Problem ist, dass manche Menschen nicht daran glauben, dass eine offene, globalisierte Gesellschaft in der Tat mit einem Heimatgefühl und der Heimatpflege zu vereinbaren ist. Ich denke, dass

diese Spaltung in den Köpfen mancher Deutscher durch die sehr stark polarisierende Heimatkritik in der Nachkriegszeit entstanden ist. Ich wünsche mir eine deutsche Gesellschaft, die nicht aufhört, offen und mit kritischem Blick über ihre politische Vergangenheit zu sprechen, die aber auch gleichzeitig ihr kulturelles Erbe feiert, eine Liebe zur Heimat pflegt, und sogar einen gesunden Nationalstolz entwickeln kann. Dies sollte keinen Widerspruch darstellen.

Sie zeichnen auf, was Ihr Vater ihnen bei diesem Besuch über die Vergangenheit und das Leben dort erzählt. Und Sie dokumentieren, worauf Sie keine oder nur dünne Antworten bekommen, beispielsweise als er antwortet „Die Erinnerung an die Juden in Kulsheim war nicht existent.“ Was hat diese Antwort bei Ihnen ausgelöst?

Es hat das Verständnis ausgelöst, dass auch die vermeintliche Nicht-Existenz von Erinnerung Spuren hinterlässt, vielleicht sogar noch stärkere, als die der ausgesprochenen Erinnerungen. Je mehr man verschweigt, desto präsenter wird die Lücke, das Fehlen dessen, was einmal war – in diesem Falle die Menschen, die einmal die deutsche Kultur ganz stark mitgeprägt haben, und deren Abwesenheit stark spürbar ist.

Haben wir eine Verantwortung dafür unsere Geschichte vollständig zu übermitteln?

Wir, und auch alle anderen Länder, haben die Verantwortung, unsere Geschichte zu lernen, ihr mit offenem Blick gegenüberzustehen, uns ihr zu stellen, sie auf die Gegenwart und Zukunft zu beziehen, aus ihr zu lernen, und das Erlernete verantwortungsvoll an zukünftige Generationen weiterzugeben.

Mit Blick auf die aktuelle Debatte und die Konjunktur des Heimatbegriffs in Deutschland, was ist Ihre Erklärung, warum dieser Begriff auf einmal so wichtig ist?

Weil sich sehr viele Menschen durch die Globalisierung und die neuen, durch die Migrationswellen entstandenen Herausforderungen und Veränderungen verunsichert und bedroht fühlen und sich dadurch nach einem einfacheren, klar definierbaren Heimatbegriff sehnen. Diese Ängste muss man ernstnehmen, denn sie sind nachvollziehbar. Problematisch wird es nur, wenn ein Dialog nicht mehr möglich ist, wenn nur eine Sichtweise als „patriotisch“ empfunden wird, und alle anderen als „unpatriotisch“, wenn kein gegenseitiger respektvoller Umgang mehr möglich ist, wenn kulturelle oder religiöse Minderheiten vorschnell beurteilt und dadurch isoliert werden. Isolation einzelner Gruppen führt immer zu noch größeren Problemen.

Halten Sie den Begriff, so wie er aktuell in der politischen Diskussion genutzt wird für ein exklusives oder ein inklusives Konzept? Für welchen Heimatbegriff treten Sie selbst ein? Wie lässt er sich sinnstiftend mit Globalisierung, Migration und Diversität – verbinden?

Niemand hat alleinigen Anspruch auf den Begriff Heimat. Heimat kann für jeden etwas Anderes bedeuten, und diese verschiedenen „Heimatmodelle“ müssen nebeneinander friedlich existieren können. Auch glaube ich daran, dass ein Mensch, der seine eigene Heimat verlässt – so wie ich, oder so wie ein Flüchtling, der nach Deutschland kommt – die Verantwortung hat, die andere Heimat, in die er aufgenommen wird (und herzlich aufgenommen werden muss), versucht zu verstehen und deren kulturelle Rahmenbedingungen respektiert und annimmt – ohne dabei den eigenen Heimatbegriff aufgeben zu müssen.

« Heimat » est un sentiment qui est façonné par les lieux, l'expérience et le souvenir

Un entretien avec l'auteure Nora Krug* sur son livre
Heimat. Un album de famille allemand

» Nora Krug, illustratrice et auteure née à Karlsruhe, a intitulé son livre *Heimat*. C'est cet ouvrage que nous avons choisi pour illustrer la couverture de ce numéro de *Dokumente/Documents*. *Heimat*, c'est une histoire de famille qui, avec des illustrations, des textes, des photographies et des documents, capture la recherche de souvenirs et d'événements historiques, posant des questions essentielles sur l'histoire contemporaine et le rôle du souvenir dans le développement de l'identité. Dans un entretien accordé à *Dokumente/Documents*, l'auteure, qui vit à Brooklyn, explique ce que « Heimat » signifie pour elle.

Votre livre *Heimat – Un album de famille allemand* est un voyage de recherche sur vos propres racines familiales que vous capturez dans des textes manuscrits, des dessins, des photos et des images. Avez-vous choisi sciemment cette forme ouverte parce que les souvenirs naissent généralement de nombreuses petites impressions, d'images, d'émotions et de perceptions sensorielles ?

Oui, c'est certainement l'une des raisons pour lesquelles j'ai choisi ce format spécifique pour mon livre. Le souvenir est fait de nombreuses impressions et il est bien sûr fortement influencé par les images. J'ai utilisé des photos chaque fois que je trouvais plus important de représenter un moment historique particulier du récit. Les illustrations m'ont servi chaque fois qu'il n'existait pas de vraies « preuves » et que je devais m'appuyer sur mon imagination. Le format « traditionnel » de la nouvelle graphique, basé sur des encadrés et des bulles de texte, m'a paru trop restrictif, et je craignais que ce format n'offre pas assez d'espace pour une expression visuelle diversifiée, qui comporte plusieurs niveaux. C'est aussi pour cette raison que j'ai choisi une forme plus ouverte.

Le livre raconte aussi les nombreuses conversations que vous avez eues avec votre famille. Une fois, vous êtes allée avec votre père dans sa ville natale de Kilsheim, près de Karlsruhe. Pour votre père, c'était un endroit familier, sa « Heimat » – pour vous et votre frère en revanche, c'était un endroit étranger. Vous vivez vous-même à New York depuis 17 ans. Pour vous, qu'est-ce que la « Heimat » ?

« Heimat » est un terme qui est insaisissable pour moi – et qui le restera probablement. Pour moi, il est étroitement lié aux souvenirs d'enfance. Avec des promenades dans le Palatinat ou en Forêt Noire, avec de la soupe de « Leberknödel » (boulettes de foie), avec les chansons que j'associe à ce paysage (et

* Nora Krug est née à Karlsruhe en 1977 et a étudié la scénographie, le cinéma documentaire et l'illustration. Ses dessins et ses histoires illustrées paraissent régulièrement dans de grands quotidiens et magazines tels que le *New York Times*, le *Guardian*, *Le Monde Diplomatique*. Nora Krug est professeure d'illustration à la Parsons School of Design et vit à Brooklyn. Son livre *Heimat. Un album de famille allemand* a été publié par Penguin Verlag Hardcover.

avec la beauté mélancolique de ces chansons) et bien sûr surtout avec ma propre famille. Pour moi, la « Heimat » est quelque chose qui n'existe que dans le passé, puisque je vis à l'étranger depuis 20 ans. Je me sens chez moi à New York et je me sens aussi profondément liée à l'Allemagne. Mais aujourd'hui, je n'associerais le terme de « Heimat » à aucun des deux pays, parce que j'ai quitté l'Allemagne il y a longtemps et que je n'ai pas grandi en Amérique, je n'ai donc pas de souvenirs d'enfance ici.

Comment le souvenir - d'après votre expérience - change-t-il au fil des générations et des migrations ? De votre point de vue, quel rôle joue le souvenir dans l'identité culturelle ? Pourquoi le souvenir n'est-il jamais complet ?

Le souvenir peut se transformer. C'est quelque chose qui est dans un état de changement constant, que nous relativisons sans cesse en fonction de nos expériences dans le présent. Quelque chose qui a déclenché la douleur en nous il y a des années peut, selon les expériences que nous faisons plus tard, être perçu comme encore plus douloureux ou moins douloureux avec le recul. Nous savons désormais que les souvenirs négatifs « hérités » peuvent même affecter la structure génétique d'une personne. Selon la façon dont on parle des souvenirs dans une famille, ils façonnent notre compréhension des événements historiques et personnels et notre propre identité culturelle. Quand une famille ne parle pas du tout de souvenirs (comme c'était le cas avec la famille de mon père), cela laisse bien sûr des traces émotionnelles qui affectent la compréhension de notre propre histoire familiale et celle de l'histoire politique de notre pays.

Quand on quitte son pays et qu'on émigre dans un autre pays, une autre culture, le souvenir de son propre passé, de sa propre culture, prend une nouvelle signification, qui est marquée tantôt par la sentimentalité, tantôt par le refoulement et la volonté d'oublier. Notre cerveau choisit les souvenirs que nous autorisons et ceux que nous percevons comme non pertinents, ceux que nous tentons de refouler. Le souvenir ne peut donc fonctionner que de façon fragmentaire. S'adapter aux conditions du nouveau pays est un processus de survie tout à fait naturel qui relativise aussi le souvenir. Si vous vivez dans un autre pays, vous passez toujours d'une culture à l'autre, vous ne possédez plus une identité culturelle qui fait uniquement référence aux expériences et à l'histoire d'un seul pays.

Je n'aurais jamais écrit mon livre *Heimat* si je n'avais pas quitté l'Allemagne, parce que je n'aurais pas eu la distance nécessaire vis-à-vis mon propre pays. En travaillant sur mon livre, que j'ai écrit « de loin », de nombreux souvenirs d'enfance dont je n'étais plus consciente ont refait surface dans ma conscience, y compris des souvenirs liés aux histoires de guerre. Rétrospectivement, cependant, je ne sais pas vraiment si ces souvenirs m'ont marquée autant que je les perçois aujourd'hui avec le recul, ou s'ils ne sont devenus si présents que parce que j'ai écrit un livre sur la guerre.

On dit souvent que la « Heimat » n'est pas un endroit, mais plutôt un sentiment. Pourquoi est-il si difficile pour beaucoup de personnes d'associer ce concept à des sociétés multiculturelles et ouvertes ?



Nora Krug vit à New York.

Personnellement, je crois que le concept de « Heimat » est fortement lié à des lieux spécifiques, que ce n'est pas seulement un sentiment, parce que le lien physique avec notre environnement que nous ressentons et développons dans notre enfance façonne énormément notre sentiment d'appartenance : l'odeur de la mère, le bruit de la clé dans la porte d'entrée quand le père rentre à la maison, la couleur que les baies des sorbiers laissent sur le sol dans le jardin de devant, le chant du merle qui chante tous les printemps (à New York, cet oiseau n'existe pas). Ces perceptions vécues physiquement créent un sentiment de sécurité dans notre conscience d'enfant – à condition que nous ne les associons pas à quelque chose de négatif.

Je crois que beaucoup de gens ont peur de perdre cette revendication physique d'un lieu en raison de la mondialisation. Je comprends cette crainte et je crois aussi que nous devons, tout particulièrement en tant qu'Allemands accablés par notre histoire, cultiver une relation positive avec notre pays, notre patrimoine culturel et la conscience de notre « Heimat », et que nous devons également développer une compréhension de soi culturelle qui, de par sa nature, est très spécifiquement allemande (à travers une compréhension régionale et supra régionale de la « Heimat »). Néanmoins, nous devons être conscients du fait que les sociétés ont toujours été façonnées par les vagues migratoires au cours des siècles, qu'elles ont toujours été et doivent toujours être en évolution, qu'il n'existe et n'a jamais existé de société allemande primitive pure. Il serait naïf de prétendre que nous n'avons pas été façonnés par ces expériences (ou également par nos expériences de guerre) de la même manière que nous avons été façonnés par nos acquis culturels, dits « allemands ». Notre conscience et notre identité alle-

mandes sont façonnées par toutes ces expériences, car les sociétés n'existent jamais dans un vide historique.

Le problème, c'est que certaines personnes ne croient pas qu'une société ouverte et mondialisée puisse effectivement être compatible avec le sentiment de « Heimat » et de protection de cette « Heimat ». Je pense que cette séparation dans l'esprit de certains Allemands a été causée par les critiques très polémiques du concept de « Heimat » dans la période de l'après-guerre. Je voudrais voir une société allemande qui ne cesse de parler ouvertement et de manière critique de son passé politique, mais qui célèbre en même temps son héritage culturel, cultive l'amour de la « Heimat », et peut même développer une fierté nationale saine. Cela ne devrait pas être une contradiction.

Lors de votre visite à Kulsheim, vous enregistrez ce que votre père vous raconte sur le passé et la vie qu'il a menée là-bas. Et vous documentez ce à quoi vous n'obtenez pas ou peu de réponses, par exemple quand il répond « le souvenir des Juifs à Kulsheim était inexistant ». Qu'est-ce que cette réponse a déclenché en vous ?

Cela m'a fait comprendre que même la supposée inexistence du souvenir laisse des traces, peut-être même des traces plus fortes que celles des souvenirs que l'on formule. Plus on dissimule, plus le manque devient présent, l'absence de ce qui était autrefois – en l'occurrence les personnes qui ont autrefois fortement influencé la culture allemande et dont l'absence est très palpable.

Avons-nous la responsabilité de transmettre entièrement notre histoire ?

Comme tous les autres pays, nous avons la responsabilité d'apprendre notre histoire, de lui faire face avec un regard ouvert, de l'affronter, de la relier au présent et à l'avenir, d'en tirer des leçons et de la transmettre de façon responsable aux générations futures.

Dans la perspective du débat actuel et le nouvel essor que connaît le concept de « Heimat » en Allemagne, comment expliquez-vous la soudaine importance de ce terme ?

De nombreuses personnes se sentent menacées par la mondialisation et les nouveaux défis et changements engendrés par les vagues migratoires, et elles aspirent donc à un concept de « Heimat » plus simple et que l'on puisse définir clairement. Ces craintes doivent être prises au sérieux car elles sont compréhensibles. Cela ne devient problématique que si le dialogue n'est plus possible, si un seul point de vue est perçu comme « patriotique », et tous les autres comme « non patriotiques », si aucune interaction respectueuse mutuelle n'est plus possible, si les minorités culturelles ou religieuses sont jugées de manière précipitée et donc isolées. L'isolement de groupes individuels entraîne toujours des problèmes bien plus graves.

Considérez-vous le terme, tel qu'il est actuellement utilisé dans le débat politique, comme un concept exclusif ou inclusif ? Quel concept de la « Heimat » défendez-vous ? Comment l'associer de manière significative à la mondialisation, aux migrations et à la diversité ?

Personne ne peut revendiquer un droit exclusif sur le terme « Heimat ». « Heimat » peut signifier quelque chose de différent pour chacun, et ces différents « modèles » doivent pouvoir coexister pacifiquement. Je crois aussi qu'une personne qui quitte son pays d'origine – comme moi ou comme un réfugié qui vient en Allemagne – a la responsabilité de comprendre l'autre pays dans lequel elle est admise (et doit être chaleureusement accueillie) et de respecter et accepter son cadre culturel - sans avoir à abandonner sa propre conception de « Heimat ».

L'espéranto, une langue sans patrie ?

Par Jordan Girardin*

» Imaginée comme une langue simple, pacifiste et universelle, l'espéranto a été inventé et développé comme une langue transnationale, à une époque où l'Etat-nation et ses frontières étaient défendus par des armes et des mots. L'espéranto a ébranlé les concepts de frontières et de « Heimat » tout au long des années. Un retour historique passionnant avec une dimension contemporaine.

Dans les années 1880, c'est en Pologne, alors sous domination impériale russe, que L. L. Zamenhof (1859-1917), un ophtalmologue juif polonais, invente une langue qu'il nomme espéranto, « la langue qui espère ». A cette époque, cette région de l'Europe orientale connaît une vague de pogroms, des violences à l'encontre de la communauté juive perpétrées par la majorité catholique. Face à ce phénomène, Zamenhof imagine une manière de briser l'un des murs séparant les communautés de la Russie impériale, en inventant une langue que tous pourraient communément utiliser.

L'espéranto est en effet une langue simple, facile à apprendre et à comprendre. Il suffit d'environ 150 heures d'apprentissage pour devenir bilingue, alors qu'il en faut 2000 pour maîtriser l'anglais, 5000 pour le français et 10000 pour l'allemand. La grammaire et la conjugaison sont réduites à leur minimum : tous les noms ont pour terminaison -o, les adjectifs -a, les adverbes -e, les verbes au présent -as, les pluriels -j et les compléments d'objet -n. Le vocabulaire est inspiré majoritairement des langues latines, et parfois de langues germaniques ou asiatiques. Ainsi, il est relativement simple pour un francophone de comprendre la signification de « mi mangas la pomon » (« je mange la pomme »).

Malgré cette ambition, l'espéranto ne prend pas en Europe de l'Est : les pogroms continuent, et bien que de nombreuses personnes dans l'Empire de Russie s'intéressent à cette langue, son mouvement ne se structure pas autour de l'idéal politique imaginé par Zamenhof. Il faut attendre le tournant du siècle pour que ce mouvement s'empare de l'Europe de l'Ouest et prenne une tournure sociale, culturelle et politique. En effet, alors que la deuxième moitié du 19^e siècle connaît le triomphe de l'état-nation, les élites culturelles et intellectuelles se prennent de passion pour l'espéranto.

Imaginé et espéré à l'Est, devenu phénomène sociétal à l'Ouest, il semblerait que l'espéranto soit devenu une langue sans patrie, transfrontalière, symbole d'une certaine Europe internationaliste durant l'âge d'or de l'état-nation. Pourtant, de nombreux exemples à travers le 19^e siècle démontrent la volonté de certains acteurs de pérenniser l'espéranto dans des logiques politiques et nationales.

Les premiers Congrès espérantistes

C'est en 1905, à Boulogne-sur-Mer, que se tient le premier Congrès espérantiste (« Universal Kongreso »). Bien qu'une large majorité de participants soit composée de Françaises et de Français, on y re-

* Jordan Girardin, chercheur postdoctoral à l'Institut d'histoire européenne de Mayence. Il est historien spécialiste des mobilités transnationales. En 2016, il a soutenu une thèse doctorale à l'Université de St Andrews (Royaume Uni) sur les débuts du tourisme dans les Alpes. Il est désormais chercheur postdoctoral à l'Institut d'histoire européenne de Mayence et s'intéresse aux mouvements et réseaux d'espérantistes au début du XX^e siècle en Europe.



parcourant les rapports à la fois privés et officiels du Congrès de 1907, tenu à Cambridge, il est intéressant de remarquer l'inquiétude puis le soulagement des organisateurs face à l'organisation du premier Congrès dans une région anglophone. En effet, face à l'avènement de l'anglais comme nouvelle lingua franca en remplacement du français, la réaction de la ville, de la municipalité ainsi que de l'Université de Cambridge envers l'espéranto est perçue comme très positive ; les boutiques de la ville sont ornées de pancartes « ici on parle l'espéranto » tandis que les espérantistes anglais se chargent de traduire de l'espéranto vers l'anglais et vice-versa. Dès lors, le mouvement espérantiste gagne les Amériques.

trouve également une grande partie de Britanniques, venus par bateau de Douvres, ainsi que des ressortissants des Empires allemand, austro-hongrois et russe. A l'issue de ce premier congrès, on publie le fait que c'est « la France espérantiste » qui a invité ses voisins à « resserrer les liens d'amitié qui les unissent et donner au monde le magnifique spectacle de la vie et de la force de l'espéranto après 18 ans de lutte ». Le mouvement espérantiste est ainsi né, perçu par ses fondateurs comme l'aboutissement d'un long travail clandestin mené par Zamenhof et ses successeurs, ne connaissant jusqu'alors « que la résistance, la moquerie, l'insulte, dans leurs combats pour notre cause », comme le souligne ce même rapport.

Les congrès suivants se tiennent dans des villes hautement globalisées, qui conserveront leur rôle mondial tout au long du 19^e siècle : Genève, Cambridge, Dresde, Barcelone, Washington, Anvers, Cracovie, Berne et Paris accueillent chacune à leur tour les Congrès, respectivement de 1906 à 1914. Zamenhof y est toujours accueilli en héros. En

L'espéranto – un toit pour les différents mouvements internationalistes

En analysant la profession des espérantistes présents aux Congrès, on constate une diversité professionnelle qui cache pourtant une homogénéité socio-culturelle : on y retrouve des enseignants, des universitaires, des écrivains, des diplomates, des directeurs de musée, des militaires, des religieux. On trouve même, à travers les registres, certains végétariens élevant leur cause au rang de métier. Certains préfèrent indiquer à la place de leur profession leurs positionnements politiques : anarchiste, socialiste, syndicaliste, franc-maçon. Ce paysage espérantiste de 1905, c'est celui de la Troisième République, du congrès fondateur du socialisme français, de la séparation de l'Église et de l'État. En 1907, l'espéranto tente également de conquérir la cause de certains handicaps, en se revendiquant langue universelle des aveugles.

Ainsi, on peut se demander quelles sont les ambitions réelles du mouvement espérantiste. Parmi

ces milliers de participants, combien d'entre eux rêvent réellement d'une langue globale et universelle ? L'espéranto ne serait-il pas qu'un outil permettant aux mouvements internationalistes de converger en ce siècle nouveau ? Beaucoup de rapports rédigés par les associations espérantistes sont publiés en deux langues minimum, tandis que beaucoup d'annotations écrites dans les cahiers et registres sont souvent dans une langue autre que l'espéranto. Loin de proposer un universalisme linguistique impeccable, l'espéranto est une excuse – recevable – afin de réunir annuellement des personnes aux opinions et ambitions similaires.

L'espéranto comme alternative politique crédible : le cas de Moresnet

Pendant plus de cent ans, entre 1816 et 1919, un petit territoire triangulaire du nom de Moresnet, aujourd'hui situé à l'extrémité Est de la Belgique, est convoité en raison de la présence en grande quantité de mines de zinc. Situé à un carrefour linguistique complexe, et aux frontières de trois grands empires – français, néerlandais et allemand – Moresnet est déclaré territoire neutre par le Traité d'Aix-la-Chapelle de 1816. Moresnet est le premier témoin des grands mouvements nationalistes du 19^e siècle : à ses portes, la Belgique naît en 1830, l'Allemagne est unie dans les années 1860, et le Luxembourg acquiert son indépendance en 1890.

Alors que ces puissances continuent de vouloir s'appropriier ce territoire et ses précieuses ressources minières, Moresnet, vu comme une anomalie politique, se met à rêver et à s'imaginer comme un état-nation à part entière. En 1908, le Docteur Wilhelm Molly, médecin et activiste, lance un mouvement afin de faire de l'espéranto la langue officielle de Moresnet. Il renomme alors ce territoire Amikejo (« lieu d'amitié » en espéranto) et rédige un hymne officiel – en espéranto bien sûr. Pendant ces quelques années précédant la Première Guerre mondiale, la vie administrative de Moresnet se fait en espéranto, avant que ce territoire unique ne soit conquis par l'Allemagne pendant la guerre puis attribué à la Belgique par le Traité de Versailles.

La seconde vie de l'espéranto dans la période d'après-guerre

Après la Seconde Guerre mondiale, l'espéranto connaît une nouvelle vague d'intérêt, avec la multiplication d'associations voyant en l'espéranto une nouvelle forme de pacifisme, parfois entrecroisé d'un européisme optimiste. En 1964, au large des côtes adriatiques italiennes, un ingénieur du nom de Giorgio Rosa (1925 – 2017) construit une île artificielle de 400 m² dont il déclare l'indépendance. Il nomme son micro-état Esperanta Respubliko de la Insulo de la Rozoj (République espérantiste de l'île aux roses), une république idéaliste et espérantiste, pourtant située en plines eaux territoriales italiennes. Après plusieurs années de développement, l'île est saisie puis détruite par les autorités italiennes.

Aujourd'hui, l'espéranto continue d'être structuré autour d'organisations internationales et du congrès annuel – le dernier en date s'étant tenu en août 2018 à Lisbonne. Selon l'institution-mère, l'espéranto est parlé par des centaines de milliers de personnes, « sinon des millions ». Il est possible désormais d'apprendre l'espéranto sur l'application mobile *DuoLingo*, ce que font près d'un demi-million de personnes. La victoire de l'anglais comme lingua franca au 19^e siècle semblait inévitable, mais qu'en est-il aujourd'hui ? L'hégémonie globale américaine semble peu à peu se transformer en isolationnisme, tandis que la sortie du Royaume-Uni de l'Union européenne remet en question l'importance de l'anglais à Bruxelles. Si aujourd'hui, environ 14 % de la population de l'UE est composée d'anglophones de naissance (les citoyens du Royaume-Uni, d'Irlande et de Malte), ils seront moins d'1 % après mars 2019.

Au vu des développements actuels, cette langue – comme elle l'a fait il y a plus d'un siècle – pourrait reprendre de l'importance en tant que langue internationaliste, en réponse aux sursauts nationalistes. Si l'anglais a su s'imposer comme une langue simple, universelle mais reflétant pourtant une certaine hégémonie culturelle anglo-saxonne, l'espéranto pourrait proposer une alternative réellement globale et détachée de toute patrie.

Esperanto, Sprache ohne Heimat?

Von Jordan Girardin*



Es war als einfache, pazifistische und universelle Sprache gedacht. Esperanto wurde als globale Sprache zu einer Zeit erfunden und weiterentwickelt, als der Nationalstaat und seine Grenzen mit Waffen und mit Worten verteidigt wurden. Und es hat im Laufe seiner Geschichte die Konzepte von Grenze und Heimat erschüttert. Eine spannende Geschichte mit einer aktuellen Dimension.

In den 1880er-Jahren erfand L. L. Zamenhof (1859–1917), ein polnisch-jüdischer Augenarzt, in Polen, damals unter russischer Kaiserherrschaft, eine Sprache, die er Esperanto nannte, „die Sprache, die hofft“. Damals erlebte diese Region Osteuropas eine Welle von Pogromen, eine von der katholischen Mehrheit verübte Gewalt gegen die jüdische Gemeinde. Angesichts dieses Phänomens stellt sich Zamenhof vor, wie man die Mauern, welche die gesellschaftlichen Gruppen im kaiserlichen Russland trennten, niederreißen kann – indem man einfach eine Sprache erfindet, die alle gemeinsam benutzen könnten und miteinander teilen.

Esperanto ist in der Tat eine einfache Sprache, die leicht zu erlernen und zu verstehen ist. Es dauert nur etwa 150 Stunden, um zweisprachig zu werden, während es 2000 Stunden dauert, um Englisch, 5000 Stunden, um Französisch und 10000 Stunden, um Deutsch zu beherrschen. Grammatik und Konjugation werden auf ein Minimum reduziert: Alle Substantive haben das Ende -o, Adjektive -a, Adverbien -e, Verben im Präsens -as, Plural -j und Objektergänzungen -n. Der Wortschatz ist hauptsächlich von lateinischen Sprachen inspiriert, manchmal auch von germanischen oder asiatischen Sprachen. So ist es für einen Frankophonen relativ einfach, die Bedeutung von *mi manĝas la pomon* („Ich esse den Apfel“) zu verstehen.

Trotzdem schlug Esperanto nach seiner Erfindung in Osteuropa erst einmal keine Wurzeln: die Pogrome dauerten an, und obwohl viele Menschen im Russischen Reich an dieser Sprache interessiert waren, wurden die politischen Verständigungsziele von von Zamenhof doch nicht erreicht. Erst um die Jahrhundertwende eroberte die Esperanto-Bewegung dann Westeuropa und wurde zu einer Bewegung von sozialer, kultureller und politischer Dimension. Ein erstaunliches Phänomen: Während in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Idee des Nationalstaates triumphiert, begeisterten sich die kulturellen und intellektuellen Eliten für Esperanto.

Im Osten erdacht und erhofft, wurde es vor allem im Westen zum gesellschaftlichen Phänomen. Dennoch scheint Esperanto eine Sprache ohne Heimat zu sein. Eine grenzüberschreitende Sprache, die zum Symbol eines internationalistischen Europa im goldenen Zeitalters des Nationalstaats wurde.

Die ersten Esperanto-Kongresse

Es war 1905, in Boulogne-sur-Mer, als der erste Esperanto-Kongress („Universala Kongreso“) stattfand. Obwohl die überwiegende Mehrheit der Teilnehmer Franzosen waren, gab es auch eine große Teilnehmergruppe aus England, die mit dem Boot aus Dover angereist waren, sowie Teilnehmer

* Jordan Girardin, Postdoktorand am Leibniz-Institut für europäische Geschichte in Mainz ist Historiker und hat sich auf transnationale Mobilität spezialisiert. Im Jahr 2016 promovierte er an der University of St Andrews, Großbritannien über die Anfänge des Tourismus in den Alpen. Heute ist er Postdoc am Institut für Europäische Geschichte in Mainz und beschäftigt sich mit Esperanto-Bewegungen und Netzwerken zu Beginn des 20. Jahrhunderts in Europa.

ziellen Berichte des Kongresses von 1907 in Cambridge ist zu entnehmen, dass die Organisatoren zunächst Sorgen hatten, diesen ersten Esperanto-Kongress in einer englischsprachigen Region durchzuführen. Diese Sorge wich schnell der Erleichterung. Denn tatsächlich wird damals die öffentliche Reaktion sowohl in der wie in den Kreisen der Universität Cambridge auf Esperanto als neue Lingua franca als Ersatz für Französisch durchaus als sehr positiv empfunden; die Geschäfte der Stadt stellten Schildern auf, die ankündigten „Hier wird Esperanto gesprochen“ während englische Esperantisten sich um die Übersetzung von Esperanto ins Englische und umgekehrt kümmern. Von da an breitete sich die Esperanto-Bewegung auf Amerika aus.

Esperanto – ein Dach für unterschiedliche internationalistische Bewegungen

Wer die Berufe der auf den Kongressen anwesenden Esperantisten analysiert, der sieht, wie vielfältig diese sind, auch wenn sie alle einen vergleichbaren soziokulturellen Hintergrund teilen: Lehrer, Akademiker, Schriftsteller, Diplomaten, Museumsleiter, Soldaten, religiöse Menschen. Wir finden sogar in den Registern einige Vegetarier, die ihre Sache in den Rang eines Berufes erheben. Einige ziehen es vor, anstelle ihres Berufs ihre politischen Positionen anzugeben: Anarchist, Sozialist, Gewerkschafter, Freimaurer. Diese Esperanto-Landschaft von 1905 entspricht der Dritten Republik, dem Gründungskongress des französischen Sozialismus, der Trennung von Kirche und Staat. 1907 versuchte Esperanto auch, bestimmte Behinderungen zu überwinden und behauptete, die Universalsprache der Blinden zu sein.

So kann man sich fragen, was die wahren Ambitionen der Esperanto-Bewegung waren. Unter diesen Tausenden von Teilnehmern, wie viele von ihnen träumten wirklich von einer globalen und universellen Sprache? War Esperanto nicht nur ein Instrument, das es den internationalistischen Bewegungen ermöglichen sollte, sich in diesem neuen Jahrhundert zusammenzuschließen? Viele Berichte von Esperanto-Verbänden wurden in mindestens zwei Sprachen veröffentlicht, während

L. L. Zamenhof erfand die Sprache Esperanto.

aus dem deutschen, dem österreichisch-ungarischen und dem Russischen Reich. Am Ende dieses ersten Kongresses wurde veröffentlicht, dass es „Esperanto France“ war, das seine Nachbarn einlud, „die Bande der Freundschaft zu stärken, die sie vereinen und der Welt das großartige Schauspiel des Lebens und der Kraft von Esperanto nach 18 Jahren Kampf zu zeigen“. So entstand die Esperanto-Bewegung, die von ihren Gründern als das Ergebnis einer langen geheimen Arbeit von Zamenhof und seinen Nachfolgern wahrgenommen wurde, die bis dahin nur „Widerstand, Spott und Beleidigungen in ihrem Kampf für unsere Sache“ gekannt hatten, wie dieser Bericht betont.

Die folgenden Kongresse zwischen 1906 und 1914 fanden in Städten statt, die ihre globale Rolle im Laufe des 20. Jahrhunderts beibehalten und ausbauen sollten: Genf, Cambridge, Dresden, Barcelona, Washington, Antwerpen, Krakau, Bern und Paris. Zamenhof ist immer als Held und Vordenker willkommen. Den privaten und offi-

viele Anmerkungen in Notizbüchern und Registern oft in einer anderen Sprache als Esperanto verfasst wurden. Weit davon entfernt, einen makellosen sprachlichen Universalismus anzubieten, war Esperanto eine – zulässige – Entschuldigung, um alljährlich Menschen mit ähnlichen Meinungen und Ambitionen zusammenzubringen.

Esperanto als glaubwürdige politische Alternative: der Fall Moresnet

Mehr als hundert Jahre lang, zwischen 1816 und 1919, war ein kleines dreieckiges Gebiet namens Moresnet, das sich heute an der Ostspitze Belgiens befindet, wegen seiner großen Anzahl von Zinkminen begehrt. An einem komplexen sprachlichen Knotenpunkt und an der Grenze zu drei großen Sprachimperien – Französisch, Niederländisch und Deutsch – gelegen, wird Moresnet durch den Vertrag von Aachen von 1816 zum neutralen Gebiet erklärt. Moresnet ist Zeugnis für die großen nationalistischen Bewegungen des 19. Jahrhunderts: Belgien wurde 1830 geboren, Deutschland war in den 1860er-Jahren vereint, und Luxemburg erlangte 1890 seine Unabhängigkeit.

Während diese Mächte sich dieses Gebiet mit seinen kostbaren Bodenschätzen weiterhin aneignen wollten, begann Moresnet, zu träumen und sich als eigenständiger Nationalstaat zu verstehen. 1908 gründete der Arzt und Aktivist Dr. Wilhelm Molly eine Bewegung, um Esperanto zur Amtssprache von Moresnet zu machen. Er benannte dieses Gebiet dann in Amikejo („Ort der Freundschaft“ auf Esperanto) um und schrieb eine offizielle Hymne – natürlich auf Esperanto. In den wenigen Jahren vor dem Ersten Weltkrieg befand sich das Verwaltungsleben von Moresnet auf Esperanto, bevor dieses einzigartige Gebiet während des Krieges von Deutschland erobert und dann durch den Vertrag von Versailles Belgien zugeschrieben wurde.

Esperanto in der Nachkriegszeit

Nach dem Zweiten Weltkrieg erlebte Esperanto eine neue Welle des Interesses, verbunden mit ei-

ner Vielzahl neuer Assoziationen, z. B. in Esperanto eine neue Form von Pazifismus zu sehen, die mitunter mit einem optimistischen Europäismus verflochten war. 1964 baute ein Ingenieur namens Giorgio Rosa (1925–2017) vor der italienischen Adriaküste eine 400 m² große künstliche Insel und erklärte deren Unabhängigkeit. Er nennt seinen Mikrostaat Esperanta Republika de la Insulo de la Rozoj (Esperanto Republik der Roseninsel), eine idealistische Esperanto-Republik, obwohl sie sich mitten in italienischen Hoheitsgewässern befindet. Nach mehreren Jahren wurde die Insel von den italienischen Behörden erobert und zerstört.

Auch heute noch ist Esperanto auf internationale Organisationen und den jährlichen Kongress ausgerichtet – der letzte fand im August 2018 in Lissabon statt. Laut der Dachorganisation wird Esperanto von Hunderttausenden von Menschen gesprochen, „wenn nicht sogar von Millionen“. Es ist nun möglich, Esperanto auf der mobilen Anwendung *DuoLingo* zu erlernen, die von fast einer halben Million Menschen genutzt wird.

Der Sieg des Englischen als lingua franca im 20. Jahrhundert war nicht unvermeidlich, aber was ist heute? Die globale Hegemonie der Vereinigten Staaten scheint sich allmählich in einen Isolationismus zu verwandeln, während der Austritt des Vereinigten Königreichs aus der Europäischen Union die Bedeutung des Englischen in Brüssel in Frage stellt. Während heute etwa 14 % der EU-Bevölkerung englische Muttersprachler sind – überwiegend die Bürger des Vereinigten Königreichs, Irlands und Maltas, wird deren Zahl nach März 2019 weniger als 1 % ausmachen.

Mit Blick auf diese aktuellen Entwicklungen könnte Esperanto – wie vor mehr als einem Jahrhundert – als internationalistische Sprache und als Reaktion auf nationalistische Ausbrüche wieder an Bedeutung gewinnen. Während sich das Englische als einfache, universelle Sprache etabliert hat, aber eine gewisse angelsächsische kulturelle Hegemonie widerspiegelt, könnte Esperanto eine wirklich globale Alternative bieten, die sich von jedem Land löst.

Heimat er-fahren

Eine deutsch-französische Jugendbegegnung der Gesellschaft für übernationale Zusammenarbeit e. V. (GÜZ)

Von Clarissa Herrmann*



Eine Gruppe deutscher und französischer Jugendlicher macht sich auf den Weg, die Heimat des anderen im wahrsten Sinne des Wortes zu er-fahren: zehn Tage lang mit dem Zug quer durch Nordrhein-Westfalen; zehn Stationen von Aachen am Dreiländereck über Köln und Rheda-Wiedenbrück durch den Teutoburger Wald nach Minden an der Grenze zu Niedersachsen. Mit dabei waren Hanna Kerker und Alexandre Lemaire. Sie haben Clarissa Herrmann von ihren Erlebnissen und Erkenntnissen berichtet.

„Das war eine richtig gute Idee, dass ich mich getraut habe, da allein mitzumachen“, sagt Hanna Kerker. Denn zunächst hatte die 16-jährige Bielefelderin Bedenken. Sah das Konzept des Projektes „Heimat erfahren“ doch vor, dass die deutschen Jugendlichen ihren französischen Kameraden ihre Region selbst vorstellen. Hanna hatte Angst, dass die Besichtigung Bielefelds langweilig werden könne: „Außerdem hatte ich die Befürchtung, dass ich nicht alle Fragen beantworten kann. Aber so war es nicht. Am Abend haben alle geklatscht.“ Noch immer klingen Freude und Stolz in ihren Worten mit.

Ganz allein musste sie den Tag aber nicht vorbereiten. Romain Hamet hat das Projekt geleitet und war als einer der vier Betreuer auf der Reise dabei. „Die Idee war, dass wir die Aktivitäten mit den deutschen Jugendlichen gemeinsam planen. Sie sollten selbst entscheiden können, was sie zi-

gen wollen, ihre eigenen Vorstellungen umsetzen. Dafür wollten wir uns mit ihnen vor der Reise einen Tag lang in Köln treffen.“ Leider hatte es aber auf der deutschen Seite zu wenige Bewerber gegeben. „Und so mussten wir einige Stationen selbst organisieren. Für vier bis fünf Städte hatten wir keine ‚Stadtführer‘.“

Hanna hatte eine Nachtwanderung organisiert und die Besichtigung der Sparrenburg: „Das ist das Wahrzeichen Bielefelds. Von da hat man eine schöne Aussicht auf die Stadt“, erklärt sie.

Mit dem Zug auf Entdeckungstour

Der Titel des Projektes wurde mit „Visite ma région, à la découverte de la Rhénanie-du-Nord–Westphalie“ übersetzt. Organisiert wurde es von der Gesellschaft für übernationale Zusammenarbeit e. V. und ihrer Schwesterorganisation in Paris,

* Clarissa Herrmann hat im September 2018 ihren zweisprachigen Journalismus-Master an der Albrecht-Ludwigs-Universität in Freiburg und am Centre d'enseignement du Journalisme in Straßburg beendet. Zuvor hatte sie über zehn Jahre lang als Schauspielerin am Theater im In- und Ausland gearbeitet.



© GÜZ e. V.

Beim deutsch-französischen Jugendaustausch der GÜZ wurden aus Nachbarn Freunde.

dem Bureau International de Liaison et de Documentation, für Jugendliche im Alter von 15 bis 18 Jahren. Die Initiative kam vom Ministerium für Heimat, Kommunales, Bau und Gleichstellung des Landes Nordrhein-Westfalen, inspiriert von dem Buch *Les passagers du Roissy-Express* von François Maspero und Anaïk Frantz. Zwei Soziologen, die Ende der 1990er-Jahre die Pariser Vorstädte erkundet hatten. Romain Hamet: „Es ging ihnen um eine menschlichere Darstellung der Banlieue durch den Kontakt zu den Bewohnern.“

Alexandre Lemaire war begeistert von der Mischung aus Freizeit und formelleren Programmpunkten. „Es gab die geführten Touren, wo uns auch Anekdoten erzählt wurden. Und wir durften auch allein ausgehen – so konnten wir unsere eigene Sicht entwickeln. Wir hatten also zugleich unseren eigenen Standpunkt und den des anderen, der in Deutschland lebt.“ Der 15-jährige

kommt aus Cartignies, einem kleinen Dorf im Norden Frankreichs. Nur durch Zufall ist er zu dem Projekt gekommen: „Während des mündlichen Abiturs mussten wir den Klassenraum wechseln. Dort lagen die Flyer auf dem Fensterbrett. Mein Freund und ich haben uns gesagt, dass wir da mitmachen könnten. Denn ich kannte von Deutschland bisher nur den Aachener Weihnachtsmarkt.“

Rund sechzig Bewerbungen aus Frankreich trafen ein. Erheblich mehr als auf deutscher Seite. Romain Hamet vermutet, dass der Titel den einen oder anderen abgeschreckt haben könnte. Schließlich sei der Begriff „Heimat“ in Deutschland ja vieldeutig und durch die aktuellen politischen Debatten auch umstritten: „Uns ging es um ‚Heimat‘ im Sinne der Stadt, des Stadtteils oder der Region, in der man zu Hause ist.“ Das wurde offensichtlich nicht von allen Angesprochenen so

verstanden. „Ein Lehrer sagte auf unsere Nachfrage hin ab – mit der Begründung, dass es in seiner Klasse nur Jugendliche aus türkischen und italienischen Familien und nur wenige Deutsche gäbe. Dabei wollten wir doch gerade die soziale und kulturelle Vielfalt“, wundert sich Hamet. Und man wollte vor allem auch Jugendliche erreichen, die über ihr Nachbarland noch nicht so viel wussten. „Unter den französischen Teilnehmenden war beispielsweise der Sohn eines Handwerkers, der bisher noch nie Deutschen begegnet war. Durch die Reise blieb Deutsch für ihn nicht ein abstraktes Schulfach, sondern auch ein Weg, um interessante Leute zu treffen.“

Heimat, ein unübersetzbares Wort

„Interkulturelle Begegnungen funktionieren dann richtig gut, wenn Interesse da ist“, erklärt Hamet. Auch Alexandre hat Neugier mitgebracht und neue Dinge entdeckt: „Zum Beispiel die Currywurst. Die ist lecker. Ach, ja! – und das Wort ‚Heimat‘, das habe ich auch kennengelernt. In der Schule hatte ich noch nie davon gehört.“ Wenn man ihn fragt, was es bedeutet, muss er aber doch überlegen: „Zunächst einmal ist es unübersetzbar. Es hat mehrere Bedeutungen: die des Heims, wo man sich zu Hause und zugehörig fühlt. Die zweite habe ich vergessen... Was ich behalten habe, ist, dass die Heimat ein Ort sein könne, der uns entspricht.“

Die Franzosen konnten sich dafür begeistern, dass von sieben Deutschen keiner dieselbe Definition hatte, sagt Romain Hamet: „Eine Französin aus Nigeria fragte zum Beispiel ganz erstaunt: ‚Dann kann Heimat also auch ein Ort sein, wo man noch nie war?‘“

Hanna versteht darunter „einen Ort, wo man viele kennt. Wo es nicht mehr darum geht, alles neu zu finden. Wo man sich entspannen und zur Ruhe kommen kann, sich geborgen fühlt.“ Mit Heimat im Sinne von Vaterland kann sie nicht so viel anfangen: „Es kann der Ort sein, wo man ge-

boren wurde – muss es aber nicht. Man kann auch auf Reisen einen Ort finden, mit dem man Heimat verbindet.“ Für sie persönlich ist Bielefeld ihre Heimat, „wo meine Freunde und meine Familie leben, wohin ich immer zurückkommen kann.“ Obwohl sie nicht vorhatte, für immer dort zu bleiben. Denn: „Ich würde gern am Meer wohnen.“ Alexandre hingegen meint, dass er noch nicht genügend Erfahrung habe, um zu wissen, was seine Heimat sei. „Dafür bräuchte ich mehr Zeit. Vielleicht könnte ich entscheiden, welcher Ort meine Heimat ist, wenn ich das Projekt wiederhole.“

Während der Reise haben die Deutschen auch etwas über das Zuhause ihrer Partner erfahren. „Immer wenn sie Sachen gesehen haben, die sie nicht kannten, haben sie erzählt, wie das bei ihnen ist“, berichtet Hanna. „Sie waren zum Beispiel ganz begeistert vom Pfandautomaten im Supermarkt. Dadurch habe ich erfahren, dass es das in Frankreich nicht gibt.“

Wenn die Finanzierung klappt, soll nächstes Jahr die Reise in umgekehrter Richtung stattfinden. Hanna und Alexandre wären auf jeden Fall wieder dabei, sagen sie. Alexandre überlegt schon, was er seinen neuen Freunden zeigen könnte. „Das ist schwierig. Ich lebe in einem sehr kleinen Dorf. Ich könnte ihnen Compiègne zeigen, wo meine Großeltern leben. Dort gibt es den Palast mit einem großen Park. Ganz in der Nähe ist auch Rethondes, wo in einem Eisenbahnwaggon die beiden Waffenstillstände zwischen Deutschland und Frankreich ausgehandelt wurden.“ Und was würde er ihnen zeigen, wenn sie zu ihm ins Dorf kämen? „Zu mir? Ich könnte ihnen das Dorfzentrum zeigen, mit der Kirche, dem kleinen Kiosk – denn bei uns hat man Kioske –, das Rathaus und den Festsaal. Ansonsten ist es alles eher weitläufig, alle hundert Meter ein Haus. Und „Bocage“. Wissen Sie was das ist? Nein? So nennt man die Art der Felder hier, die durch Wallhecken getrennt sind. Nein, ein normaler Tourist käme nicht hierher. Aber das könnte interessant werden, wenn ich mein Dorf zeige.“

Faire l'expérience de la « Heimat »

Un échange de jeunes franco-allemand organisé par la Gesellschaft für übernationale Zusammenarbeit e. V. (Société pour la coopération supranationale)

Par Clarissa Herrmann*

» Un groupe de jeunes Allemands et Français s'est mis en route pour découvrir le pays de l'autre au sens propre du terme : dix jours de train à travers la Rhénanie du Nord-Westphalie ; dix arrêts entre Aix-la-Chapelle située au carrefour de l'Allemagne, de la Belgique et de la Hollande, via Cologne et Rheda-Wiedenbrück à travers la forêt de Teutoburg, en direction de Minden à la frontière avec la Basse Saxe. Hanna Kerker et Alexandre Lemaire faisaient partie du voyage. Ils ont raconté à Clarissa Herrmann ce qu'ils ont vécu et découvert.

« C'est vraiment une bonne idée d'avoir osé venir seule à cette rencontre », explique Hanna Kerker. Parce qu'au début, la jeune fille de 16 ans originaire de Bielefeld avait des réserves. Le concept du projet « Heimat erfahren » (« faire l'expérience de la Heimat ») était que les jeunes Allemands présentent eux-mêmes leur région à leurs camarades français. Hanna avait peur que la visite de Bielefeld ne soit ennuyeuse : « j'avais peur aussi de ne pas pouvoir répondre à toutes les questions. Mais finalement, ça n'a pas été le cas. Le soir, tout le monde a applaudi. » La joie et la fierté résonnent encore dans ses paroles.

Elle n'a pourtant pas dû préparer la journée toute seule. Romain Hamet, responsable du projet, était l'un des quatre accompagnateurs pendant le voyage. « L'idée était de planifier les activités avec les jeunes Allemands. Pour qu'ils puissent décider eux-mêmes ce qu'ils voulaient montrer, et mettre en œuvre leurs propres idées. C'est pour

cette raison que nous avons souhaité les rencontrer et passer une journée avec eux à Cologne avant le voyage ». Malheureusement, les candidats côté allemand étaient trop peu nombreux. « Nous avons donc dû organiser certaines étapes nous-mêmes. Dans quatre ou cinq villes, nous n'avions pas de guides. Quant aux autres, nous leur avons parlé au téléphone. »

Hanna a organisé une excursion nocturne et une visite du château de Sparrenberg : « C'est le symbole de Bielefeld. De là-haut, on a une vue magnifique sur la ville », explique-t-elle.

Un parcours-découverte en train

« Visite ma région, à la découverte de la Rhénanie-du-Nord-Westphalie ». C'est ainsi qu'a été traduit le titre du projet. Il a été organisé pour des jeunes de 15 à 18 ans par la Gesellschaft für übernationale Zusammenarbeit (Société pour la collabora-

* Clarissa Herrmann a obtenu sa maîtrise en journalisme bilingue à l'Université Albrecht-Ludwigs de Fribourg et au Centre d'enseignement du journalisme de Strasbourg en septembre 2018. Auparavant, elle avait travaillé pendant plus de dix ans comme comédienne en Allemagne et à l'étranger.



© GÜZ e. V.

Faire du canoë ensemble dans un bateau franco-allemand

tion supranationale) et son organisation sœur à Paris, le Bureau International de Liaison et de Documentation. L'idée est venue du Ministère de l'Intérieur, des Communautés, de la Construction et de l'Égalité de Rhénanie du Nord-Westphalie, inspirée du livre *Les passagers du Roissy-Express* de François Maspero et Anaïk Frantz. Deux sociologues qui ont exploré les banlieues parisiennes à la fin des années 1990. « Leur but était de représenter la banlieue de manière plus humaine, grâce au contact avec les habitants », explique Romain Hamet.

Le mélange de temps libre et d'activités plus formelles a séduit Alexandre Lemaire. « Il y avait les visites guidées où l'on nous racontait aussi des anecdotes. On avait également des quartiers libres dans la ville. Ça nous permettait d'avoir notre propre vision des choses. On avait donc à la fois notre propre point de vue et celui de l'autre, celui qui habite en Allemagne. » Le jeune garçon de 15 ans vient de Cartignies, un petit village du nord de la France. C'est par hasard qu'il a découvert le pro-

jet : « pendant les oraux du bac, il y a eu un changement de salle. Et dans la nouvelle salle, il y avait des flyers sur le bord de la fenêtre avec le numéro de téléphone et tous les renseignements. Avec mon copain, on s'est dit qu'on pourrait y participer. Jusque là, je ne connaissais pas trop l'Allemagne. Je connaissais seulement le marché de Noël d'Aix-la-Chapelle. »

Du côté français, il y a eu 70 candidatures. C'était beaucoup plus que du côté allemand. Romain Hamet pense que le titre du projet a pu en dissuader quelques-uns. Car, en Allemagne, le terme « Heimat » est équivoque et controversé en raison des débats politiques actuels : « Nous, on voulait parler de la 'Heimat' au sens de la ville ou de la région dans laquelle on se sent bien. Mais cela n'a pas toujours été compris de cette façon. Un enseignant a rejeté notre demande au motif que les jeunes de sa classe venaient principalement de familles turques et italiennes. Et justement, c'est ce que nous cherchions : une mixité sociale », explique Romain Hamet. « Du côté français, il y

avait notamment le fils d'un artisan dont le grand-père avait travaillé toute sa vie dans une mine française. Ce participant n'avait jamais rencontré d'Allemands auparavant. Le voyage lui a montré que l'allemand n'est pas seulement une matière scolaire, mais aussi un moyen de rencontrer des gens sympas. »

« Heimat », un mot intraduisible

« Les rencontres interculturelles fonctionnent particulièrement bien quand l'intérêt est là des deux côtés » affirme le responsable du projet. Alexandre était curieux, et il a découvert de nouvelles choses : « par exemple la Currywurst (saucisse avec de la sauce au curry). C'est délicieux. Ah, oui ! – et j'ai appris le mot « Heimat ». A l'école on n'en avait jamais parlé. »

Mais quand on lui demande ce que cela signifie, il doit réfléchir un peu : « tout d'abord, ce mot est intraduisible. Il a plusieurs sens : celui de foyer, où l'on se sent chez soi et à l'aise. J'ai oublié l'autre sens... Ce que j'ai retenu, c'est que la « Heimat » pourrait être un lieu qui nous correspond. »

Les Français se sont intéressés au fait qu'aucun des sept Allemands n'avait la même définition, dit Romain Hamet : « une Française du Nigéria, par exemple, a demandé avec étonnement : 'mais alors la Heimat, ça pourrait être un endroit où l'on n'est jamais allé ?' »

Pour Hanna, c'est « un endroit où vous connaissez beaucoup de personnes. Où il ne s'agit plus de trouver des choses nouvelles. Où l'on peut se détendre et trouver le calme, et se sentir en sécurité. » La « Heimat » au sens de patrie ne l'inspire pas vraiment : « cela peut être l'endroit où l'on est né, mais pas forcément. On peut aussi trouver un endroit pendant un voyage que l'on relie à la « Heimat ». » Pour elle, c'est Bielefeld, sa « Heimat », là « où vivent mes amis et ma famille, où je peux toujours revenir ». Bien qu'elle n'ait pas l'in-

ten tion d'y rester pour toujours. Car elle avoue : « j'aimerais vivre au bord de la mer. »

Alexandre, lui, pense qu'il n'a pas encore assez d'expérience pour savoir ce que serait sa « Heimat ». « Il me faudrait plus de temps. Peut-être que je pourrai décider où est ma 'Heimat' quand je referai le projet. »

Au cours du voyage, les Allemands ont également appris quelque chose sur le chez soi de leurs partenaires. « Chaque fois qu'ils voyaient des choses qu'ils ne connaissaient pas, ils nous ont expliqué comment c'était chez eux », raconte Hanna. « Par exemple, ils étaient fascinés par les machines à consignes au supermarché. C'est comme ça que j'ai découvert que ça n'existait pas en France. Ces petites choses nous ont donné beaucoup d'informations. Et au début, ils avaient apporté des spécialités de chez eux. L'un d'eux avait ramené un fromage qui sentait très très fort. Et en fait, il était très bon. C'était marrant. »

Si le financement est assuré, le voyage devrait se dérouler dans l'autre sens l'année prochaine. Hanna et Alexandre y participeront à coup sûr, disent-ils. Alexandre réfléchit déjà à ce qu'il pourrait montrer à ses nouveaux amis. « C'est difficile. Je vis dans un tout petit village. Je pourrais leur montrer Compiègne, où vivent mes grands-parents. Il y a le Palais et le grand jardin. Pas très loin, il y a Rethondes, où les deux armistices entre l'Allemagne et la France ont été négociés dans un wagon de chemin de fer. » Et qu'est-ce qu'il aimerait leur montrer s'ils venaient dans son village ? « Chez moi ? Je pourrais leur montrer le centre du village, avec l'église, le petit kiosque – parce que chez nous, nous avons des kiosques -, la mairie et la salle des fêtes. Sinon, c'est très espacé, il y a une maison tous les 100 mètres. Et du bocage. Vous savez ce que c'est ? Non ? C'est le terme pour désigner les champs qui sont séparés par des haies. Un touriste normal ne viendrait pas ici. Ça pourrait être intéressant de montrer mon village. »

Zwei Brüder

Nur einer überlebt den dreckigen Unterweltkrieg von Marseille

Von Stephan Maus*

» Es ist eine Geschichte über das Schicksal der ersten Generation von Einwanderern in Frankreich. Der ältere Bruder ist eine Größe der Marseiller Unterwelt – der jüngere arbeitet sich hoch, wird erfolgreicher Anwalt, glaubt fest an die republikanischen Werte. Autor Stephan Maus recherchierte diese spannende Geschichte für *Stern Crime* – und erhielt für das zum Nachdenken anregende Porträt der ungleichen Brüder den Deutsch-Französischen Journalistenpreis in der Kategorie Text.

Großer Bruder Hamid, kleiner Bruder Hakim. 14 Jahre zwischen ihnen. Die Großen passen auf die Kleinen auf. So hatte Hamid es gelernt, als er selbst noch klein war. Damals, als Familie Ikhlef noch in Algerien lebte. Der Vater hatte ein Café in einem kleinen kabyllischen Dorf in der Nähe der Hafenstadt Bidschaja. Dort war Hamid 1961 geboren. Wenige Jahre später ging der Vater nach Europa. Bessere Arbeit finden. Er reiste allein. Schuftete in einem Kohlebergwerk in den Ardennen, gleich an der belgischen Grenze. Doch dort oben in den Minen des Nordens wurde er nicht glücklich. Das Licht fehlte, die Wärme, das Meer und die Gespräche im Abendlicht auf den Plätzen vor den Häusern. All das fand er in L'Estaque, einem kleinen Fischerdorf bei Marseille. Ende des 19. Jahrhunderts hatte hier Paul Cézanne das gleißende Licht und die kräftigen Farben des Südens in seine Bilder überführt. Später hatte sich das Idyll in einen blühenden Industriestandort verwandelt. Stahlkräne rührten im Himmel. Eisenbahnviadukte überspannten in gewagten Konstruktionen die zerklüfteten Bergschluchten. Unter der kühnsten dieser Brücken erfand Georges

Braques den Kubismus. Wo sonst als in dieser scharfkantigen Landschaft?

Das französische Wirtschaftswunder der Nachkriegszeit befeuerte die Industrie von L'Estaque. Unersättliche Zementfabriken fraßen Kalk aus den Bergen. Ziegelbrennereien wühlten Ton aus der Erde. An Hafen und Bahnhof kamen Güterzüge voller spanischen Kupfers an, das in den Fabriken oben in den Hügeln weiterverarbeitet wurde. Überall wurden Arbeitskräfte gebraucht. Vater Ikhlef wurde Wachmann in einer Zementfabrik. Aus den ehemaligen Kolonien zogen immer mehr Migranten ins Land. Sie fanden nicht genügend Unterkünfte und siedelten auf Brachen. Ziegel, Zement, Hohlblocksteine, Bretter und Blech gab es auf dem Gelände der florierenden Firmen. Man improvisierte. Die Stadt ließ sie gewähren. So entstanden Slums. Ungeteerte Straßen, keine Elektrizität, kein fließend Wasser, keine Kanalisation, Unkraut. Verrufene Viertel. Hier ließ sich Vater Ikhlef nieder. Seine Familie kam nach. Sogar seine Mutter. In seiner Zementfabrik stieg er bald zum Hundeführer auf. Man sah ihn nur noch auf

* Stephan Maus arbeitet seit 2014 als Autor beim stern. Zuvor war er *Stern*-Kulturredakteur, davor freier Literaturkritiker und Schriftsteller. Die Geschichte *Zwei Brüder – nur einer überlebt den dreckigen Unterweltkrieg von Marseille*, die hier in einer gekürzten Textfassung abgedruckt ist, erschien zunächst im August 2017 in *Stern Crime*, Ausgabe 14. Der Text ist online bei stern.de. zu finden: <https://www.stern.de/panorama/stern-crime/unterweltkrieg-on-marseille--zwei-brueder---nur-einer-ueberlebt-8159656.html>



© Benjamin Béchét

Vorstadt in Marseille

seinem Mofa durch die gleißende Landschaft fahren, seinen Deutschen Schäferhund an der langen Leine.

Geborgenheit im kabyllischen Dorf bei Marseille

1975 wurde Hakim geboren. Da wohnten die Ikhlefs noch immer im Slum. Bald waren es insgesamt zehn Geschwister. Ein Zimmer für die Jungs, eines für die Mädchen, eines für die Eltern. Vater und Mutter sprachen kaum Französisch. Mussten sie auch nicht. Die Nachricht vom stetig wachsenden L'Estaque hatte sich in ihrer Heimat verbreitet. Viele Nachbarn aus Algerien ließen sich in dem Slum nieder. Mutter Ikhlef praktizierte ihren muslimischen Glauben, Vater Ikhlef hielt sich an die traditionellen Wertvorstellungen aus seinem Heimatdorf. Lesen und schreiben konnten beide nicht.

Sie hatten es nicht einfach, die Kinder auf den rechten Weg zu bringen. Erst als die Großen alt genug waren, sich um die Kleinen zu kümmern, bekam die Familie langsam Halt. Früh musste die älteste Schwester die Schule aufgeben, um auf ihre Geschwister aufzupassen. Alle fasten mit an,

auch die ganz jungen. Jeden Morgen zog der kleine Hakim mit einem Plastikkanister über die staubigen Wege und holte Wasser vom öffentlichen Brunnen oben über dem Dorf. Anschließend be-goss er die Köpfe der großen Brüder aus einer alten Konservendose. Einen nach dem anderen, bis alle ihre Morgentoilette erledigt hatten.

Viele verlorene Söhne

Für Hakim war es eine gute Zeit. Er erinnert sich noch an den schweren Geruch, der aus der fahrba-ren Ölwanne aufstieg, mit der sie ihre Zimmer heizten. Geborgenheit. Nach der Schule trafen sich alle Kinder draußen auf dem großen Platz vor den Hütten zum Spielen. Von 6 bis 15 Jahren, alle dabei. Ein kleines kabyllisches Dorf ganz nah bei Marseille, tosende Metropole mit all ihren Versu-chungen. Für Hamid war es eine stürmische Zeit. Er trieb sich schon früh mit einer Bande aus den Slums herum. Kabylen, andere Berber, Sinti und Roma. Alle sein Alter. Erste Migrantengeneration. Im Ausland geboren, auf den staubigen Brachen Frankreichs aufgewachsen. Mit Eltern, die kaum Französisch sprachen und die Schulzeugnisse

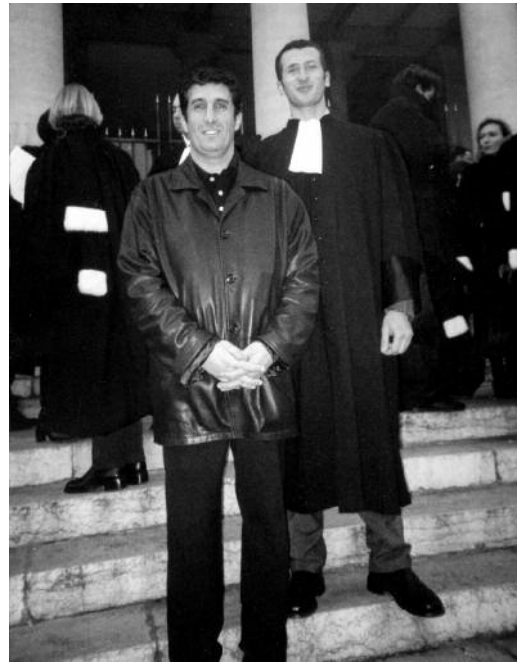
nicht lesen konnten. Die vergessenen Kinder der „Trente glorieuses“, jener 30 goldenen Jahre des französischen Wirtschaftswunders. Ihre Slums hießen „Rue Pasteur“, „Vallon de Riaux“ und „Campagne de Fenouil“ – hier lebte Familie Ikhlef. Die Bande stahl Fahrräder, Motorräder, später dann Autos. Die Jungs kamen schon früh ins Gefängnis. Kurze Aufenthalte, immer alle gleichzeitig. Das schweißte sie zusammen. Sie machten neue Bekanntschaften, kamen auf neue Ideen. Die Delikte wurden schwerer.

Nur selten bekam Hakim Hamid zu Gesicht. Immer war der große Bruder mit seiner Bande unterwegs. Die erste Erinnerung, die Hakim mit Hamid verbindet, sind unendliche Busfahrten durchs heiße Marseille. 25 Kilometer quer durch die chaotische Stadt ins berüchtigte Gefängnis „Les Baumettes“. Überfüllte Zellen, Ratten auf den Gängen. Dort musste Hamid seine erste lange Strafe absitzen: 18 Monate für Kreditkartendiebstahl. Hakim war damals zwölf, und er besuchte seinen großen Bruder regelmäßig. Hamids lange Gefängnisstrafe war noch das geringste Übel. Inzwischen waren die höchsten Institutionen auf ihn aufmerksam geworden: Das Innenministerium wollte das straffällige Migrantenkind wieder nach Algerien ausweisen. Der listige Hamid spiegelte vor, sein Vater sei ein tapferer Algerienkriegsveteran. So konnte er die Ausweisung abwenden. Die Eltern verzweifelten an diesem Sohn. Hielten aber dennoch eisern zu ihm. Jedes Wochenende schmierte Mutter Ikhlef Proviantbrote und machte sich auf ins Gefängnis. Zusammen mit all ihren Nachbarn. So viele verlorene Söhne.

Deinem Schicksal entkommst Du nicht

Einmal nahmen sie Hamid in der Haute-Savoie fest, nahe der Schweizer Grenze. Mit einem geklauten Auto. Haute-Savoie. Das klang wie große, weite Welt für Hakim. Auf der Grundschule war es ihm noch egal, dass er einen kriminellen Bruder hatte. Alle seine Freunde hatten kriminelle Brüder. Doch später, auf dem Gymnasium dann, da hat er Hamids Probleme immer verheimlicht. All die Wochenenden in der Besucherzelle. Hakim war das peinlich. Hamid hingegen war stolz auf

Hakim. Sehr stolz. Jedes Mal, wenn er ein neues Mädchen kennenlernte, nahm er ihn mit zum ersten Treffen: „Guck mal, was für blaue Augen mein kleiner Bruder hat! Ist das nicht wunderbar?“ In dringenden Fällen rief Hamid zu Hause an und fragte, ob Hakim kurz vorbeikommen könne, um seine Augen vorzuführen. Der Kleine



© Benjamin Béchet

2002 wird Hakim Ikhlef zum Anwalt vereidigt. Seine Robe war ein Geschenk seines Bruders Hamid (vorn)

war wie ein richtiger Franzose. Nicht so ein dunkelhäutiges, schwarzäugiges Migrantenkind wie er, dem man in der Schule erzählte, dass er Dreher werden soll. Dabei hätte er mit seinen guten Noten alles studieren können. Was soll's. Für normale Jobs war er sowieso nicht gemacht, sagte Hamid. Deinem Schicksal entkommst du nicht. Wenn er schon selbst nicht gefördert wurde, wollte Hamid wenigstens seinen kleinen Bruder in der Spur halten. Er achtete sorgfältig darauf, mit welchen Jungs er sich einließ. Er wusste, wohin falsche Bekanntschaften führen. Er passte auf, dass Hakim seine Schule ordentlich machte. Trieb Hakim zu viel Sport, sagte ihm, er solle sich, verdammt noch mal, auf den Unterricht konzentrieren. Sport könne er sein ganzes Leben noch

machen. Und als Hakim später ein Motorrad wollte, da verbot sein Bruder es ihm: viel zu gefährlich. Außerdem kommt man mit einem Motorrad überall schnell hin. Das bringt einen nur auf dumme Gedanken.

Hakim genoss die Anerkennung seines Bruders. Er entwickelte sich zum Musterschüler. Er liebte die Schule. So sehr, dass seine Freunde sich über ihn lustig machten. Ihm doch egal. Er sah, wie viel Kummer Hamids Gaunerleben den Eltern bereitete. Hakim sagt heute: „Das leichte Geld kam für mich niemals infrage.“ Als er schon aufs Gymnasium ging, stand er um vier Uhr morgens am Wochenende auf, um auf dem nahen Großmarkt Kisten zu schleppen. Eine Stunde 30 Francs, der ganze Morgen 100 Francs. Als seine engsten Freunde anfangen, Motorroller zu klauen, kam er kurz in Versuchung. Aber was würde Hamid denken, wenn er ihn auf der Polizeiwache abholen müsste? Hamid, der so viel Hoffnung in ihn setzte. Hakim lief weiter zu Fuß zum Strand von Corbière. Knapp zehn Kilometer von zu Hause entfernt. Nie war Hamid so stolz wie an jenem Tag, als Hakim Abitur machte. Er setzte ihn in seinen Renault 16 und fuhr mit ihm von Bar zu Bar. Rief lauthals: „Stellt euch vor, er hat Abitur gemacht! Mein kleiner Bruder hat Abitur gemacht!“ In den Bars kannte niemand Hakims Namen. Er war immer nur „Hamids kleiner Bruder“.

Knast, Bar, Knast

In Hamids Leben änderte sich nichts. Er fasste einfach nicht Fuß. Nach jedem Gefängnisaufenthalt versprach er seinen Eltern Besserung. Und war ein paar Monate später doch wieder in Haft. Wenn Hamid nicht im Knast war, saß er meist am Hafen in den Bars. Wollte Hakim zum Fußballspielen, musste er unten am Wasser vorbei. Jedes Mal rief ihn sein großer Bruder an den Tisch und spendierte ihm eine Limonade. Hakim sagt: „Er saß den ganzen Tag da. Ich hatte manchmal das Gefühl, er wartet auf mich.“ Knast, Bar, Bar, Knast. So ging es Jahr um Jahr. Bis Hamid Annie kennenlernte. Sie kam ebenfalls aus L'Estaque. Wusste, wie es dort lief. Annie besuchte Hamid in Haft. Und bald musste er nicht mehr ins Gefäng-

nis. Das mit Annie, das war ernst. Nur noch ein einziges Mal musste Hakim seine blauen Augen zeigen. Nämlich Annie. Und dann niemandem mehr. Nie wieder. Hamid nahm Hakim oft mit zu Annie nach Hause. Sie aßen, tranken und plauderten. Familie. Annies Eltern wussten von Hamids verstrauchelter Jugend. Sie mochten ihn trotzdem. Sie hatten noch ein kleines Apartment oben in den Hügeln von L'Estaque. Dort, wo sich die gute Gesellschaft von Marseille am Anfang des vergangenen Jahrhunderts ihre Sommervillen hatte bauen lassen. Meerblick, duftende Gärten, Ruhe. Dort zog das junge Paar ein. Hamid suchte sich zum ersten Mal in seinem Leben Arbeit. Nicht mehr das schnelle Geld der hastigen Überfälle. Sondern regelmäßige, schlecht bezahlte Knochenjobs. Erst als Lagerarbeiter bei Metro, dann bei Coca-Cola. Großer und kleiner Bruder saßen zusammen mit Annie in den Hügeln von L'Estaque und tranken Coca-Cola. Bald würden Hamid und Annie heiraten. Anfang der 90er-Jahre stirbt Annie an Krebs. Hamid stürzt in eine Depression. Er zieht durch die Bars. Manchmal sieht Hakim ihn irgendwo hinterm Tresen stehen: Man lässt ihn schon ausschenken, so sehr gehört er inzwischen dazu.

Hohe Einsätze, hohe Gewinne

Es ist die große Zeit der Spielautomaten. Die sind nur in Casinos erlaubt. Mit manipulierten Geräten umgehen Kriminelle das staatliche Glücksspielverbot in Cafés und Bars. Die Apparate sind als gewöhnliche Flipper oder Videospiegelgeräte getarnt. Mit einer geheimen Tastenkombination verwandeln sie sich in Geldautomaten. Das Milieu nennt sie „Baraques“ – „Buden“. Hohe Einsätze, hohe Gewinne. Die Einnahmen sind gewaltig. Das weckt Begehrlichkeiten. Es bilden sich Banden, es entbrennen Territorialkämpfe. Raymond Mihière heißt der König der Automatenzene. Er wurde 1951 geboren und ist in Saint Antoine aufgewachsen, einem Problemviertel im 15. Arrondissement von Marseille. Ihm werden gute Verbindungen zur „French Connection“ nachgesagt, jenem legendären Drogenschmuggelring, der in den 60er- und 70er-Jahren zwischen Marseille und den USA operierte. Unzählige Male



© Benjamin Béchét

L'Estaque bei Marseille, Heimat von Hakim und Hamid

wird Mihière festgenommen. Und immer wieder muss man ihn freilassen, denn er ist ein Meister der juristischen Finten. Dieser berüchtigte Pate von Marseille wird auch schlicht „Der Chinese“ genannt, denn er hat eine vietnamesische Mutter. Ihm gehören die Geldautomaten in Marseille und rund um die riesige Salzwasserlagune Étang de Berre nordwestlich der Stadt. Der Chinese herrscht mit kluger Härte.

Doch die Konkurrenz lauert: Farid Berrahma, ein charismatischer junger Mann aus einem der Vorortghettos, möchte Mihières Vorherrschaft beenden. Es droht ein Krieg zwischen den verfeindeten Clanchefs. Hamid spürt den anstehenden Eklat. Mit seiner freundlichen Art erweist er sich als geschickter Streitschlichter. Er weiß sich auszuweichen. Ist geradeheraus. So verhindert er einen Bandenkrieg. Sein diplomatischer Erfolg macht Eindruck auf die Gangster. Hamid bekommt den Generalschlüssel für Mihières Automaten. Er zieht von Bar zu Bar, sammelt das Geld ein und teilt es auf. Eine einzelne Maschine bringt 30 000 bis 50 000 Francs pro Monat ein. Dem Clan gehören etwa 200 Automaten. Eine Hälfte vom Erlös erhält der Barbesitzer, die andere geht an Mihières

Mannschaft. Das Geld wird in Drogen und Waffen investiert. Von Mihières Anteil erhält Hamid 15 Prozent. Er kann gut mit den Leuten umgehen. Kennt jeden. Der Chinese schätzt seine zuverlässige Art. Er verdient jetzt 25 000 Francs im Monat, rund 3800 Euro. Das Fünffache des Mindestlohns zu jener Zeit.

Universalgenie der Straße

Der Chinese respektiert Hamid. Dieser Geldeinsammler aus den Slums hat zwar nicht studiert. Nicht einmal Dreher ist er geworden. Doch Mihière weiß seinen scharfen Verstand zu schätzen. Wenn Hamid seine Tour macht, braucht er sich nichts aufzuschreiben. Er hat die Bilanzen aller Automaten im Kopf. Seine Kasse stimmt immer. Besser so in diesen Kreisen. Bald wird Hamid nur noch „Aristoteles“ genannt. Ein Universalgenie der Straße. Gibt es Probleme, ruft man Hamid an. Sein Netzwerk wächst. Er kennt immer die richtigen Leute. Doch letztlich sind es immer die falschen. Hamid ist der Mann für die Diplomatie. Manchmal hilft auch die nicht mehr weiter. Am 7. Juli 1995 machen sich drei Männer aus dem Clan des Chinesen auf den Weg nach Avignon.

Einer von ihnen: Mihières Leutnant, Hamids Weggefährte aus L'Estaque. In der malerischen Stadt an der Rhône hat der Barbesitzer Olivier Poinas seinen eigenen Geldautomatenpark aufgebaut. Er verweigert sich den Gesetzen des Chinesen. Poinas wird erschossen. Bevor er stirbt, eröffnet er das Feuer auf seine Mörder. Dabei wird einer von Mihières Männern am Bein verletzt.

Das Kommando ruft Hamid an. Sie brauchen medizinische Hilfe. Hamid soll das regeln. Schnell. Hamid kennt eine Krankenschwester. Hamid kennt immer irgendjemanden. Der verletzte Mörder wird in einer Villa im Hinterland versteckt und von der Schwester gepflegt. Die Bande ist erst einmal in Sicherheit. Doch am Tatort findet man Blutspuren des angeschossenen Killers. Und die Telefone des Kommandos wurden abgehört. So gerät Hamid ins Visier der Fahnder und wird schließlich bei einer Razzia festgenommen. Augenzeugen sagen, er sehe aus wie einer der Täter. Während des Prozesses hält man ihn lange für einen der drei Killer. Doch schließlich kann er seine Unschuld beweisen. Man hatte ihn mit seinem Weggefährten aus L'Estaque verwechselt, der ihm schon damals so ähnlich sah. Hamid selbst erhält sechs Jahre Gefängnis wegen Komplizenschaft. Immer wieder drängt man ihn, den Namen des dritten Täters preiszugeben. Doch Hamid verrät niemanden. Hat er noch nie. Und wird er niemals tun. Koste es, was es wolle. Als Hamid seine Strafe in Marseille antritt, studiert Hakim bereits Jura in der Nachbarstadt Aix-en-Provence. „Als er ins Gefängnis kam, dachte ich, er lässt mir mal ein bisschen Freiraum“, sagt Hakim. „Aber im Gegenteil: Jedes Mal, wenn ich ihn besuchte, musste ich ihm meine Prüfungsergebnisse vorlegen.“

Vorstadtkriminelle verdrängen die alten Paten

Nach vier Jahren wird Hamid frühzeitig entlassen. Er entschuldigt sich bei seinen Eltern für all den Kummer, den er ihnen bereitet hat. Sein Vater wird ihm nie verzeihen. Im Milieu hingegen wird er nun mehr respektiert als je zuvor. Er hat die Feuertaufe eines jeden Kriminellen bestanden.

Hat im Gerichtsprozess dichtgehalten. War loyal gegenüber seinem untergetauchten Freund. Man kann ihm vertrauen. Die neue Anerkennung gibt ihm mehr Selbstbewusstsein. Dazu kommt noch der Stolz: Bald beendet sein Bruder sein Jurastudium und ist Anwalt. Das Milieu hat sich während Hamids Haftzeit verändert. Sein Pate Raymond Mihière war ebenfalls in mehrere Prozesse verwickelt und saß die meiste Zeit über im Gefängnis. Mihières ewiger Konkurrent, Farid Berrahma, hat das Machtvakuum genutzt und das Territorium des Chinesen übernommen. Er hat die Automatenzone rund um den Etang de Berre nun fest in der Hand. Bis zu 300 Geräte stehen unter seiner Kontrolle. Berrahma expandiert ständig. Die Spielautomatengewinne investiert er in Drogengeschäfte. Der Handel mit Marihuana ist inzwischen der lukrativste Markt der Unterwelt in Marseille. Erst bemisst man die Warenladungen in Kilogramm, dann in Tonnen. Berrahma verdient bis zu 500 000 Euro im Monat mit Großtransporten von der spanischen Costa del Sol nach Marseille. In schnellen Autos jagen die Kuriere mit Vollgas über die Autobahn. „Go-Fast“ heißt eine solche Tour.

Farid Berrahma, Jahrgang 1966, stammt aus einer ärmlichen algerischen Einwandererfamilie. Er wuchs mit acht Geschwistern in den Problemsiedlungen des Südens auf. Mit ihm übernimmt eine neue Generation die Macht. Vorstadtkriminelle verdrängen die alteingesessenen Paten. Lange Jahre war Berrahma die rechte Hand des legendären Clanchefs Francis Vanverbergh, kurz „der Belgier“. Im Milieu ist man sich sicher: Berrahma selbst hat den Belgier im Jahr 2000 ermordet. Berrahma entwickelt sich schnell zu einer gefürchteten Unterweltgröße. Er umgibt sich mit einer getreuen Armee von jungen, hungrigen Treppenhausdealern aus den Sozialbausiedlungen. Seine absolute Verschwiegenheit tarnt er mit schwindelerregender Geschwätzigkeit. Er weiß, dass in seinem ausgezehten Körper ein bösartiger Tumor schlummert. Das macht ihn nur noch skrupelloser. Er hat nichts zu verlieren. Wenn er in Les Baumettes einsitzt, ist er der unbestrittene Herrscher des berüchtigten Gefängnisses. Ist es ihm zu laut, braucht er nur mit den Fingern zu schnipsen, und

sofort ist Ruhe. Berrahmas Augen lodern schwarz. Der Nachwuchs ist fasziniert. Man nennt ihn auch den „Grillmeister“. Er ist einer der Ersten, die ihre Mordopfer in Autos anzünden, um alle Spuren zu verwischen und ein abschreckendes Zeichen zu setzen.

Aufstieg zum Consigliere des Clanchef

Und Berrahma erinnert sich noch gut an Hamid: Das war doch der geschickte Diplomat, der damals in den Bars von L'Estaque so erfolgreich den Krieg zwischen ihm und dem Chinesen verhindert hatte. Hamid beginnt, für Berrahma zu arbeiten. Aber nicht als Handlanger für brutale Jobs. Sondern er berät, vermittelt, klärt hier ein Problem, löst dort einen Streit, knüpft Kontakte und tätigt Investitionen. Hamid wird der erfahrene Consigliere des fünf Jahre jüngeren Paten. Berrahmas Schwester braucht eine Wohnung? Ein Fall für Hamid. Drogengeld muss in Immobilien investiert werden? Hamid kennt da jemanden, der eine Villa zu verkaufen hat. Er mietet unter seinem Namen Autos und Hotels an, stellt keine Fragen. Und weil in Marseille alle Gesellschaftsschichten eng miteinander verwoben sind, hat er plötzlich Verbindungen zu Bankern, Immobilienmaklern und Politikern. Marseille, verfilzter Moloch, wunderschöne Hure Babylon. Wenn Hamid den kleinen Bruder am Wochenende mitnimmt, bahnen ihnen die Türsteher der Nachtclubs einen Weg durch die Wartenden. Hamid ist hoch angesehen. Doch das große Geld verdient er nicht.

1 000 Euro hier, 5 000 da. Aber dann wieder monatelang gar nichts. Reich werden die anderen.

Hakim beendet sein Jurastudium und wird am Gericht von Aix-en-Provence zum Anwalt vereidigt. Heute sagt er: „Hamid hat mir meine Robe geschenkt. Er hat darauf bestanden. Ich habe sie immer noch. Ich trage sie jeden Tag. Seit 15 Jahren. Sie ist überall zerrissen. Aber ich möchte sie nicht austauschen. Voilà.“ Spricht es und schweigt. Lange. 2002 beginnt Hakim sein Pflichtpraktikum in einer Kanzlei. Eigentlich eine Zeit, in der sich die angehenden Anwälte langsam eine Klientel aufbauen. Doch das ist bei Hakim nicht nötig. Vom ersten Tag an schickt ihm Hamid seine Bekannten aus der Unterwelt. Wenn Hamid den jungen Juristen empfiehlt, schwärmt er von ihm wie von einem Staranwalt. Die Kollegen in der Kanzlei wundern sich: Dieses junge Milchgesicht hat bald die interessantesten Dossiers. Banküberfälle in Serie, Korsika-Connection, Geldtransporter-Attacken mit Raketenwerfer – wenn in Marseille ein dickes Ding gedreht wird, muss Hakim übernehmen.

So geht es zwei Jahre. Dann eröffnet Hakim seine eigene Kanzlei. Auch hier führt Hamid ihm immer neue Klienten zu. Achtet aber darauf, dass Hakim nicht ins Milieu verwickelt wird. Eines Tages erzählt ihm sein kleiner Bruder, dass er sich mit einem seiner Klienten angefreundet hat und mit ihm essen war. Hamid wird wütend: „Bist du verrückt?“, sagt er. „Lass dich nie wieder mit diesem Typen sehen. Eines Tages bekommt er eine



© Benjamin Bêchet

Ehemalige Zementfabrik bei Estaque

Garbe ab.“ „Garbe?“, fragt Hakim. „Was für eine Garbe?“ „Du weißt genau, was für eine Garbe“, sagt Hamid. Sie sind endgültig in der Zeit angekommen, als man sich in Marseille nicht mehr nur einzelne Kugeln einfängt, sondern ganze Maschinengewehrsalven.

Vermintes Terrain zwischen verfeindeten Clans

Hakims Kanzlei läuft gut. Dank Hamid. Für den gründet Hakim bald eine Firma, um dessen Mittelsmannengeschäfte in legale Bahnen zu lenken. Hamid lässt Visitenkarten drucken und ist stolz. Am 4. April 2006 sitzt Farid Berrahma in der „Bar des Marronniers“ im 13. Bezirk von Marseille. Zusammen mit seinen beiden Leutnants schaut er das Fußballspiel Lyon gegen Mailand. Gegen 21.30 Uhr halten drei schwere Wagen vor der Bar. Zehn vermummte Männer stürmen heraus. Vier von ihnen eröffnen das Feuer. Pistolen, Pumpgun, Kalaschnikow. Berrahma hat keine Zeit mehr, seine Hand zum Gürtel zu führen und seine Glock zu ziehen. Der Vorort-Pate stirbt mit seinem Gefolge. Für den Mord wird der korsische Schäfer Ange-Toussaint Federici zu 30 Jahren Haft verurteilt. Federici ist der Anführer der „Schäfer von Venzolasca“, einer Verbrecherbande aus einem trutzigen Dorf im Norden der Insel. Dieser „Clan der östlichen Ebene“ gilt als eine der mächtigsten korsischen Banden und hat immer wieder versucht, Berrahmas Territorium zu erobern. Als Hakim von dem Anschlag erfährt, ahnt er sofort, dass sein Bruder in großer Gefahr ist. Mit Berrahmas Tod beginnt ein Krieg in der Unterwelt von Marseille, der bis heute andauert. Der nervöse, schwer bewaffnete Nachwuchs aus den Vorstädten gewinnt immer mehr an Einfluss. Diesen jungen Wilden aus den Cités fehlt die kalte Professionalität traditioneller Paten wie des Chinesen oder des Belgiers. Das Milieu rüstet auf und bekämpft sich bald nur noch mit Kalaschnikows aus dem Arsenal von Ex-Jugoslawien. Kaum hat sich einer der Ehrgeizigen an die Spitze gekämpft, fällt er auch schon einer Abrechnung zum Opfer. „Neo-banditismus“ nennen die Spezialermittler diese neue, anarchische Kriminalität, die sie nicht in den Griff bekommen. Berrahmas Clan zerfällt.

Hamid muss seinen Weg im verminten Terrain zwischen den verfeindeten Clans finden. Schwierig. Wechselt er mit dem einen nur ein Wort, fühlt sich der andere auch schon verraten. In dieser Zeit des eskalierenden Bandenkriegs versucht Hakim, seinen Bruder behutsam vom Milieu wegzuführen. Fragt ihn immer wieder, wie er bloß ständig mit diesen gewalttätigen Typen zusammen sein kann. Wo er doch selbst Gewalt so hasst. „Ich habe dieses Paradox nie verstanden“, sagt Hakim heute. „Wie konnte er mit diesen blutrünstigen Kerlen verkehren? Er verdrängte das einfach. Fühlte sich von diesen Clanchefs aufgewertet. Er, der kleine Junge aus den Slums, hatte plötzlich Zugang zu den feinsten Clubs und Restaurants der Stadt. Sicher hatte er auch Angst. Er wusste einfach zu viel. Ab einem bestimmten Moment ist es schwierig umzukehren.“ Als Kind hatte Hamid den kleinen Bruder in die richtige Bahn gelenkt. Hakim sagt: „Mein Bruder war mein Blitzableiter. Alles, was mir an Verhängnisvollem hätte zustoßen können, hat er auf sich genommen.“ Hamid war sein Schutzschild gewesen. Und hatte ihm all das gegeben, was die überforderten Eltern ihm selbst nicht hatten bieten können. Hatte ihm Mut gemacht, ihm immer wieder versichert, letztlich sei alles möglich für einen Jungen aus den Slums. Er müsse nur fleißig sein. Bis schließlich ein erfolgreicher Anwalt aus ihm geworden war. Nun ist Hakim an der Reihe.

Rückzug aus dem kriminellen Milieu

Denn irgendwann kommt der Moment, wo die Kleinen auf die Großen aufpassen müssen. Hakim überlegt, wie er seinen Bruder am besten zu packen bekommt. Sein ganzes Leben lang war Hamid nur selten aus Marseille herausgekommen. Hakim spendiert ihm 15 Tage im „Club Méditerranée“ in der Türkei. Er würde sich amüsieren, auf andere Ideen kommen, neue Leute kennenlernen. Niemand ist so kontaktfreudig wie Hamid. Er konnte allein irgendwo losziehen und kehrte mit 30 neuen Freunden zurück. Hakim hatte seinen Bruder richtig eingeschätzt. „Als er aus der Türkei zurückkam, haben wir ihn am Flughafen abgeholt. Er war glücklich. Tanzte sogar noch am Kofferband“, erinnert sich Hakim. Hamid wird vom

Reisefieber befallen. Fliegt gleich noch einmal in den Club Méditerranée, Tunesien diesmal. Hakim zahlt. Er hat das Gefühl, das schulde er seinem Bruder. Sobald Hamid im Internet ein Sonderangebot entdeckt, reist er los. Er liebt Flughäfen. Findet Gefallen an Nordafrika. Bekommt Sehnsucht nach Algerien und besucht das Dorf, in dem er geboren wurde. Das erste Mal nach 30 Jahren. Auf seinen Reisen lernt er jemanden kennen, der Jagdgebiete im Senegal und in Argentinien besitzt. Dort streift er durchs Unterholz. Zu Hause findet er neue Freunde. Menschen ohne jede Beziehung in die Unterwelt. Immer öfter geht er mit den Animatoren des Club Méditerranée aus.

Als französischer Staatsbürger abgelehnt

Langsam löst sich Hamid aus dem kriminellen Milieu. Eröffnet ein Facebook-Konto, um in Kontakt zu bleiben mit all seinen neuen Reisebekanntschaften. Überlegt, ein Restaurant aufzumachen. Unternimmt alle erforderlichen Schritte zur strafrechtlichen Rehabilitierung – in Frankreich eine Möglichkeit, sein Strafregister löschen zu lassen. Und schließlich beantragt er die französische Staatsbürgerschaft – endlich ganz dazugehören. Beides wird abgelehnt. Er bleibt der Einzige unter den neun Geschwistern, der kein Franzose ist. Fluch der ersten Immigrantengeneration.

Der 14. Februar 2010 ist ein eisiger Tag. Um kurz vor sechs Uhr morgens fährt Hamid Ikhlef aus einem Nachtclub nach Hause. Am großen, leuchtenden Obelisken von Mazargue biegt er in seine Straße ein und sucht sich einen Parkplatz. Zieht den Schlüssel aus dem Zündschloss, lässt ihn in seine Jackentasche gleiten, öffnet die Wagentür und steigt aus. Zwischen den parkenden Autos springen zwei Männer hervor und feuern aus Armeslänge mehrere Schüsse in seinen Rücken. Hamid stürzt. Die beiden Täter beugen sich über ihn und leeren ihre Magazine in seinen Mund. Er wird im Familiengrab in seinem Geburtsort Barbascha begraben, dem algerischen Dorf in der Nähe der Hafenstadt Bidschaja. Dort, wo sein Vater lange Jahre ein kleines Café hatte.

Wer dem Milieu entkommen will darf nicht in Marseille bleiben

„Wer dem Milieu entkommen will, darf nicht in Marseille bleiben“, sagt Hakim. Er sitzt hinter einem funktionalen Schreibtisch in seiner schmucklosen Kanzlei. Dort steht ein Foto, aufgenommen an jenem Tag, als er zum Anwalt vereidigt wurde. Es zeigt ihn in der Robe, die Hamid ihm geschenkt hat. Vor ihm posiert sein großer Bruder voller Stolz. So würdevoll steht Hamid auf den Stufen des Justizpalastes, als wäre er gerade selbst Anwalt geworden. Hakim fährt fort: „Mein Bruder, der in seinem Leben niemals jemanden verraten hat, wurde von seinen engsten Bekannten umgebracht. Von Leuten, die in meiner Kanzlei saßen, um Rat einzuholen. Von Leuten, die auf seiner Beerdigung waren. Von Leuten, die Geld dafür gesammelt haben, dass er in seinem algerischen Geburtsort beerdigt werden konnte. Die Mörder wurden inzwischen ebenfalls ermordet. Was sie ihm angetan haben, ist einfach nur dreckig. Er hat es nicht verdient. Das sagen alle aus dem Milieu, die ich treffe. Sie sagen: ‚Wenn es einen gibt, der das nicht verdient hat, dann Hamid.‘“ Sagt Hakim Ikhlef, der nur deswegen ein so guter Anwalt werden konnte, weil sein Bruder ein Verbrecher war. Vielleicht wusste Hamid tief in seinem Innern schon immer, dass er eines Tages eine sehr gute Verteidigung brauchen würde. Er konnte nicht wissen, dass es lange nach seinem Tod sein würde. „Mein Bruder hatte kaum Freunde“, sagt Hakim. Wahrscheinlich hatte er gar keinen. Er hatte nur einen kleinen Bruder.



Foto: privat

Autor
Stephan Maus

Une tête de...

Ecrire sur l'exil et la migration

Par Sarah Bourget*

» Que se passe-t-il dans la tête de quelqu'un à qui on demande plusieurs fois par jour quelles sont ses origines ? Dans son essai intitulé *Une tête de...*, Sarah Bourget tente d'expliquer ce qu'elle ressent, quand, comme beaucoup d'autres, elle doit se justifier sur son origine, son apparence différente, son identité. Sarah Bourget, qui a participé aux trois phases du projet, a choisi de mettre par écrit ses réflexions sur une question à laquelle elle est en permanence confrontée

« D'où viens-tu ? » « Quelles sont tes origines ? »
« Et tes parents? Ils sont quoi ? »

Je suis Française. Mon père est né en Loire-Atlantique et ma mère en Vendée. Comme mes grands-parents avant eux, ainsi que mes arrière-grands-parents.

Pourtant, il est rare qu'on ne me pose pas ces questions, parce que je n'ai pas une « tête de française ». Et si je demande pourquoi, on me répond facilement que je suis quand même très « typée ». Selon le Larousse, « typé » signifie que l'on présente nettement les caractères de son type. Et un « type » représente l'ensemble des caractères physiques qui

Le projet « Une autre perspective »

Les habitants des pays occidentaux sont quotidiennement en réception d'images, de discours et de pensées sur le monde arabe véhiculés par les médias, construits par une histoire et des enjeux politiques. Les imaginaires sur cette partie du monde sont pétris de stéréotypes et de préjugés renvoyant notamment à une certaine vision de l'islam, une vision de femmes opprimées, de guerres de religions et de guerres civiles, de réfugiés errant sur les routes... Même si certains de ces clichés sont fondés sur du réel, il existe un vrai danger de simplification de la lecture et de l'analyse des situations rapportées.

En 2017, trois associations (*Tabadol* à Lyon en France, *bapob* (Groupe de travail berlinois pour l'éducation à la citoyenneté) à Berlin, en Allemagne, et *Mashallah News*, une plateforme médiatique qui couvre l'actualité du Moyen-

Orient, basée à Beyrouth au Liban), ont décidé d'inviter des jeunes journalistes de ces trois pays à trouver « une autre perspective » pour écrire sur l'exil et la migration, à déconstruire les préjugés, et à produire un travail journalistique engagé en faveur de la diversité et de la justice sociale.

Dans le cadre de ce projet intitulé *Une autre perspective, écrire sur l'exil et la migration* (<http://www.tabadol.org/archives/1007-rencontre-internationale-de-jeunes-une-autre-perspective-ecrire-sur-lexil-et-la-migration>), ces jeunes journalistes se sont rencontrés en avril 2017 à Zahlé au Liban, en août 2017 à Berlin, en Allemagne et à Lyon, en France en janvier 2018.

C'est au cours de cette dernière phase que Sarah Bourget et Joudy El-Asmar ont publié les deux textes suivants : *Une tête de...*, et *Politique migratoire : l'idéal migratoire confronté au réel*.

Audrey Parmentier

* Sarah Bourget a obtenu un BTS en communication en 2015. Elle est passionnée par l'écriture et les voyages. Cet article a été publié pour la première fois le 20 janvier 2018 sur le site *wejhat* abrité par *Mashallah News* : <https://wejhat.mashallahnews.com/une-tete-de/>

distinguent les groupes humains les uns des autres. Pourtant, j'ai le sentiment que typé correspond à un certain « typé », d'ailleurs, le *Larousse* donne comme exemple: Une femme brune très typée. Pour une femme rousse, j'imagine qu'il faudrait préciser. Par exemple: Une femme rousse typée irlandaise.

C'est ici que tout devient flou dans ma tête.

Quel est mon type?

On m'a déjà attribué de nombreuses origines : argentine, espagnole, italienne, marocaine, algérienne, tunisienne, égyptienne, libanaise, israélienne, iranienne, pakistanaise, chinoise, indienne...

Je suis française et pourtant j'ai l'impression que le monde entier veut que j'appartienne à d'autres cultures. Finalement, je crois que je pourrais les remercier, ils m'ont rendue curieuse. Et puis cette tête de non-française me permet de passer inaperçue dans beaucoup de pays.

Il y a quelque mois, en allant acheter du pain *barberi* à Berlin, le vendeur de la boulangerie me demande d'où je viens. Je lui réponds que je suis française, de France. (Il faut toujours préciser pour éviter les questions insistantes et trop personnelles). Il m'affirme que non, que je suis iranienne. Il m'offre mon pain et propose de m'aider pour un futur déménagement.

Une anecdote parmi tant d'autres.

Mais, dans mon propre pays, on m'oblige à m'excuser. Je peux voir dans certains regards que l'on se pose des questions. « Pourquoi ne veut-elle pas avouer d'où elle vient? » Une personne que je venais à peine de rencontrer m'a dit un jour avec compassion : « Tu ne devrais pas avoir honte de tes origines !

Mon visage est apparemment une preuve irréfutable. Il n'appartient pas à la France. Et pourtant. Face à tant de certitudes, j'en viens moi-même à

douter de mon appartenance réelle à ce pays. Je ne sais pas vraiment à quoi doit ressembler une « tête de française », mais j'ai bien compris qu'elle ne ressemblerait pas à la mienne. Je ne suis malheureusement pas étrangère à ce pays non plus et d'une certaine manière, cela me pousse à m'appropriier tous les autres.

Mais suis-je la seule que ces questions dérangent?

*

Après 15 années passées en Europe, Angela vit maintenant au Liban où les gens ne lui posent plus la question. Et c'est reposant. Il est évident qu'elle est Libanaise. Mais pour elle, c'est une question agaçante car : « on te renvoie toujours au fait que tu n'es pas complètement française. »

Ounsi, qui partage son temps entre la France, la Belgique et le Moyen-Orient, est aussi fatigué d'entendre cette question parce qu'il faut sans cesse se répéter. Mais ce qui est réellement dérangeant c'est d'être catégorisé. A Bruxelles, les gens veulent savoir s'il est français. Aux Emirats, à quelle communauté il appartient. En France, on lui pose surtout la question à cause de sa « tête » ou quand on entend son nom.

Sarag se sent frustrée quand elle entend cette question qu'on lui pose trop souvent. « Why does it matter? » (« Pourquoi est ce que cela a de l'importance ? »). Elle vit à Beyrouth et comme elle a des yeux bleus, on pense qu'elle est européenne. Quand elle choisit de dire qu'elle est arménienne, les gens pensent pouvoir en déduire sa religion et ses opinions politiques. Ils la mettent dans « une boîte » comme elle le dit elle-même.

Elodie vient d'une région qu'elle n'aime pas vraiment. Elle se sent obligée de se justifier, d'expliquer qu'elle est différente de l'image que l'on colle aux personnes venant de cette partie de la France. Qu'elle ne veut pas être associée à ces clichés et être, elle aussi, « mise dans une case ». Si, par malchance, nous n'arrivons pas à énoncer clairement une identité, d'autres s'en chargent grâce à des grilles culturelles bien éprouvées.

A l'inverse, Rayan qui vit à Saïda au Liban, éprouve le besoin de dire d'où elle vient et elle apprécie qu'on lui pose la question. Elle souhaite montrer qu'elle ne ressemble pas à l'image stéréotypée des Palestiniens que l'on peut voir dans les médias, qu'elle est palestinienne et fière de l'être, qu'elle travaille, qu'elle est intelligente et talentueuse, qu'elle n'est pas fanatique, qu'elle a une vie normale... Pourtant, cela l'attriste quand on lui pose la question car les gens sont surpris d'entendre qu'elle est palestinienne : elle n'a ni la « tête », ni l'accent de sa nationalité.

Au Moyen-Orient on interroge souvent Julia sur sa peau blanche et de ses yeux clairs. Elle aime partager ses expériences, apprécie que les gens s'intéressent à son pays d'origine, l'Allemagne, et à sa culture.

Armin vit à Hanovre. En Allemagne, on lui demande rarement d'où il vient.

Wael habite à Berlin. Comme Armin, il n'est pas souvent confronté à ces questions mais quand cela arrive il fait attention à sa réponse : « Si je suis en train de débattre avec quelqu'un et qu'il me demande d'où je viens je n'ai pas vraiment envie de répondre, parce que j'ai le sentiment qu'il veut le savoir pour l'utiliser contre moi et me coller une étiquette. Mais si quelqu'un pose la question spontanément, je peux répondre sans problème. En fait, je peux être fier de répondre que je suis syrien pour sortir des clichés, de montrer que je fais quelque chose de bien. Pourtant, je ne comprends pas pourquoi on me pose la question. Je fais ce que je fais parce que je suis Wael et non pas parce que je suis syrien, palestinien, français, allemand... Peu importe! »

Après 18 ans passés en Allemagne, Audrey ne supporte plus qu'on lui pose cette question dès qu'on entend son accent français. La question suivante est souvent : « Pourquoi es-tu venue en Allemagne? » Et c'est une question qui implique une réponse trop personnelle.

*

Après avoir écouté chacune de ces personnes, je m'aperçois que nos têtes ne sont pas les seules mises en cause. Il est peut-être plus facile de fonctionner avec des schémas pré-construits que d'essayer d'écouter, de comprendre et de connaître la personne qui nous fait face.

Dans un monde fait de frontières et de limites, c'est une obligation d'affirmer notre place dans la société, elle doit être précisément définie et encadrée. Si, par malchance, nous n'arrivons pas à énoncer clairement une identité, d'autres s'en chargent grâce à des grilles culturelles bien éprouvées.

« Je me sens libanaise et française. Pour autant, ce ne sont pas des choses qui se superposent mais qui créent une nouvelle identité. » Cette phrase d'Angela illustre bien notre propre difficulté à nous « caser » et à nous définir suivant un critère unique.

Le rapport que l'on entretient avec notre propre identité est souvent complexe et vacille entre une réalité juridique, notre héritage familial, et des préjugés qui nous enferment dans des identités prédéfinies et assignées.

Peut-être pourrions nous faire preuve d'originalité et commencer à réfléchir à une manière différente de nous aborder les un.e.s les autres?

« D'où viens-tu ? »

» Sarah Bourget a beaucoup voyagé elle-même et a vécu dans de nombreux endroits différents. La migration a façonné sa vie – la migration a-t-elle aussi changé sa conception de ce foyer, cet endroit où elle se sent chez elle ? Audrey Parmentier a voulu en savoir plus sur ce qui était important pour l'auteure.

Qu'est-ce qui vous a déterminé à écrire ce texte? Que cherchiez-vous à montrer ?

Je crois que ce que je voulais montrer est la facilité qu'on a à mettre les gens dans des cases et des catégories. A croire que les premières questions que l'on pose à une personne que l'on ne connaît pas encore, sont uniquement des questions qui vont nous permettre de catégoriser la personne. Il n'y a pas de nuances, de peut-être ou de bénéfice du doute. Il faut appartenir à un groupe.

On préfère se fier à nos yeux qu'à nos oreilles. L'image que nous renvoie une personne est une vérité donc nous n'avons plus à écouter ce que les gens ont à dire. Et l'impact que cela a sur nous. Pour ma part, on croit souvent que je mens lorsque je dis que je n'ai pas d'origine. Encore la semaine dernière on m'a dit : « en vrai, on parie, je t'achète un test ADN, tu seras aussi française qu'une Algérienne! ». A force d'entendre que tu ne peux pas être française, je pense qu'on finit par le croire et par faire partie de la catégorie dans laquelle les gens nous mettent. L'impact des gens, l'image que les gens ont de nous forme ce que nous sommes.

Votre texte évoque cette question qui revient en permanence « D'où viens-tu? »: pourquoi est-ce qu'elle est si importante alors qu'un tiers des jeunes Français viennent de familles qui ont immigré?

C'est peut-être justement parce qu'un tiers des jeunes Français viennent de familles qui ont immigré que la question est importante. L'immigration fait partie de notre histoire et c'est encore un sujet qui alimente toutes les campagnes politiques.

C'est un sujet qui divise la société. Pour ou contre l'immigration, pour ou contre le port du voile, le porc à la cantine..., etc.

Si l'on est d'origine suédoise ou anglaise, j'ai le sentiment que ce n'est pas très intéressant pour les gens, pas assez orientale finalement, et puis c'est vrai que les Scandinaves ne font pas souvent la couverture des journaux. Quand on est « typé », en France, on t'associe facilement à toute une histoire : la colonisation, les banlieues, l'islam... Et je ne pense pas exagérer. On me demande souvent si je suis musulmane. Je pense que la seule raison qui puisse amener cette question est définitivement ma couleur de cheveux ou de peau. Et je crois qu'elle intéresse particulièrement les gens parce que être musulmane leur permettrait de me mettre dans une case qui donne matière à polémiquer. Parce qu'on nous fait bien comprendre qu'être musulman, c'est être réellement différent.

Pouvez-vous faire une comparaison avec l'Allemagne : est-ce que l'on vous a posé cette question aussi en Allemagne ? Est-ce que l'approche est différente ?

Les choses ont été différentes pour moi en Allemagne. Mais pour différentes raisons je pense. La première est que je vivais à Berlin qui est une ville extrêmement cosmopolite. Et où les gens sont, je pen-

se, plus ouverts et plus tolérants qu'ailleurs. Berlin c'est un peu la ville où tout est admis et tolérable. La seconde est que je suis française et que je parle allemand avec un accent français. Pour un Allemand, entendre mon accent suffit. Je suis française, j'appartiens au groupe des Français.

Je n'ai qu'un souvenir désagréable d'un client dans le café où je travaillais qui voulait absolument que je sois tunisienne. C'était désagréable parce qu'il avait pris son petit air hautain et méprisant de l'homme supérieur qui me prend un peu pour une débile et pense que je ne comprends pas sa question. Mais pour le coup ça m'avait vraiment donné l'impression que la question des origines, moi et « ma tête de typée », c'était moins importante en Allemagne.

Finalement ce qui est bien à l'étranger c'est que, d'une manière générale quand je dis que je suis française on ne m'embête pas trop. Je veux dire, l'une des premières questions que l'on me pose est encore « tu viens d'où ? », mais quand je dis que je suis française, la réponse suffit.

Et puis je viens du vieux continent, on m'imagine comme une fille libre, indépendante et romantique avec un « really cute accent ». Je suis associée à la Tour Eiffel, aux grands couturiers, à une gastronomie de qualité, à la Révolution, aux pays des droits de l'homme et du citoyen... C'est plutôt sympa. Faux. Mais sympa.

En Allemagne, on aime bien les Français, amitié franco-allemande oblige. Nos deux Etats ont fait beaucoup pour que nos deux nations s'apprécient. On apprend le français à l'école en Allemagne, et on apprend l'allemand en France. L'Allemagne et sa culture nous est de fait moins étrangère. En Allemagne et en Suisse, j'ai l'impression que la question destinée à catégoriser la personne est plutôt : « tu fais quoi dans la vie? »

Mais pour avoir discuté avec des amis turcs, ils n'ont pas le même discours que moi. Eux ressentent une vraie discrimination et une vraie catégorisation vis à vis de leurs origines. J'imagine que l'histoire de l'Allemagne avec la Turquie joue un rôle important dans les relations que les gens entretiennent les uns avec les autres.

Pouvez-vous retracer votre parcours de migration: est-ce qu'une nouvelle identité se crée quand on migre?

J'ai vécu en France jusqu'à mes 23 ans. Puis je suis partie vivre un an à Melbourne, puis un an à Berlin, j'ai passé 4 mois au Liban, 1 mois au Etats-Unis et je suis actuellement en Suisse pour 5 mois. Sur le plan personnel, je crois que vivre dans un autre pays permet d'évoluer, de se renouveler, de se permettre des choses qu'on n'aurait pas osées ou pas pu se permettre.

J'ai pendant longtemps été la fille timide qui avait un peu peur des gens etc... Quand tout le monde vous rappelle que vous êtes comme ça, il est difficile de changer. Mais dans un pays où personne ne vous connaît, vous pouvez être qui vous voulez.

La seule limite pourrait être le langage. Je ne m'exprime évidemment pas de la même manière en français qu'en anglais ou en allemand. Et cela influe sur l'image que les gens ont de toi, parce que tu es moins drôle, moins intéressante. Mais cela limite aussi qui tu es réellement. Tu ne peux pas interagir avec les autres de la même manière.

Ce n'est pas tant que je me sens différente dans un autre pays mais c'est assez drôle de voir que ce qui



© Sarah Bourget

Sarah Bourget

pas les endroits. Par exemple, de toutes les villes que j'ai vues, je ne pense pas que Beyrouth ou Berlin soit les plus belles à proprement parler, mais elles sont mes préférées parce que j'y ai fait des rencontres incroyables. Je pense que se sont vraiment les gens qui me font me sentir plus ou moins chez moi. Mais je sais que je n'ai pas plus d'attachement à la France sous prétexte que je suis née là-bas.

Pour vous, qu'est-ce qui caractériserait une société où la diversité serait acceptée? Comment les gens se comporteraient-ils les uns envers les autres?

Je pense que la discussion et le partage sont des facteurs très importants. Dans beaucoup de sociétés on peut constater que les gens ont peur les uns des autres parce qu'ils ne se connaissent pas. Je pense qu'être curieux, avoir un réel intérêt pour les gens qui nous entourent pourrait être un début. C'est quelque chose que l'on devrait apprendre aux enfants en cours de récréation : ne pas rejeter l'autre sur des « on dit que... ».

Je crois que toutes les questions personnelles (que fais-tu dans la vie? D'où viens-tu? Que font tes parents? Où as-tu étudié? Quelle est ta religion? Que viens-tu faire dans ce pays?...) peuvent être posées si elles partent d'une volonté d'apprendre à connaître la personne en face de soi, de connaître peut-être sa culture, son héritage. Si les questions posées servent à catégoriser, juger, classer, placer les gens, alors autant s'abstenir. Autant parler de foot, de philosophie, de politique..., il y aura matière à polémiquer, à juger sur de vrais opinions.

C'est assez intéressant en fait de voir que dans nos sociétés, les premières questions que l'on pose à un inconnu sont souvent des questions qui impliquent des réponses très personnelles.

Je crois qu'il est normal d'être divisé autour d'idées, mais anormal d'être divisé sur des caractéristiques physiques, socioculturelles, ou socioéconomiques.

est un atout dans un pays ne l'est pas forcément dans l'autre. Au Liban, avoir des cheveux noirs et une peau foncée, c'est plutôt un atout parce qu'on me fait confiance plus facilement, j'ai « une bonne tête ». Ce qui n'est pas forcément vrai en France. En Allemagne on trouve mon parcours intéressant et on va plutôt m'encourager. Ce qui n'est absolument pas vrai en Suisse où l'on va plutôt me prendre pour une fille stupide et perdue. Je ne suis pas différente, mais on va me faire sentir différente. C'est les gens qui vont me donner ma place quelques part. Honnêtement, il m'est plus facile de vivre à Berlin, ou à Beyrouth, qu'à Paris ou Lausanne.

Qu'est-ce que la « Heimat » pour vous ? Où est votre « Heimat » ?

La « Heimat », je pense que c'est l'endroit où je me sens chez moi. Je n'ai pas vraiment d'endroit où je ne me sente pas chez moi, mais il y a des endroits où je préfère vivre. Ce sont les gens qui comptent,

Ein Kopf ...

Schreiben über Flucht und Migration

Von Sarah Bourget*



Was geht in jemandem vor, der täglich mehrmals nach seiner Herkunft gefragt wird? Sarah Bourget dokumentiert in ihrem Essai „Ein Kopf ...“, was sie denkt und fühlt, wenn sie wie viele andere immer wieder ihre Herkunft, ihr Aussehen, ihre Identität erklären muss.

„Woher kommst du?“ „Wo kommst Du ursprünglich her?“ „Und deine Eltern?“

Ich bin Französin. Mein Vater wurde in Loire-Atlantique und meine Mutter in der Vendée geboren. Wie meine Großeltern vor ihnen und meine Urgroßeltern.

Und doch werden mir diese Fragen oft gestellt, weil ich keinen „französischen Kopf“ habe. Und

wenn ich frage, warum, wird mir schnell gesagt, dass ich ein „sehr ausgeprägter Typ“ sei. Im *La-rousse*-Lexikon kann ich nachlesen „typé“ bedeute, dass man die charakteristischen Züge seiner Art trage. Und ein „Typ“ das sei das Gesamte an äußerlichen Eigenschaften, was die eine Gruppe Menschen von einer anderen unterscheide. Ich habe jedoch das Gefühl, dass immer, wenn bei mir von einem „ausgeprägten Typ“ die Rede ist, ein ganz bestimmter „Typ“ gemeint ist. Auch der *La-*

Das Projekt *Blickwechsel*

Täglich erreichen uns Bilder und Medienberichte über die arabische Welt. Die Vorstellungen über diesen Teil der Welt sind voller Stereotype und Vorurteile und transportieren eine bestimmte Vorstellung vom Islam: die Vorstellung, dass Frauen dort immer und grundsätzlich in Unterdrückung leben würden, dass Religionskriege und Bürgerkriege herrschen, und von Flüchtlingsströmen auf dem Weg nach Europa.

Selbst wenn einige dieser Vorstellungen der Realität entsprächen, so sind sie eben andererseits nicht vollständig. Sie sind Zerrbilder, Verallgemeinerungen, Interpretationen. Im Jahr 2017 beschlossen drei Verbände (*Tabadol* in Lyon, Frankreich, *bapob* (Berliner Arbeitskreis für politische Bildung), Deutschland, und *Mashallah News*, eine Medienplattform aus dem Nahen Osten mit Sitz in Beirut, Libanon, junge Jour-

nalisten aus diesen drei Ländern einzuladen, um „eine andere Perspektive“ zu finden, um über Exil und Migration zu schreiben, Vorurteile abzubauen und journalistische Arbeit zu leisten, die sich für Vielfalt und soziale Gerechtigkeit einsetzt.

Die jungen Journalisten trafen sich im April 2017 in Zahlé, im Libanon, im August 2017 in Berlin und in Lyon im Januar 2018. In dieser letzten Phase veröffentlichten Sarah Bourget und Joudy El-Asmar die folgenden beiden Texte, ursprünglich in französischer Sprache: „Une tête de...“ und „Politique migratoire: l'idéal macronien confronté au réel“.

Audrey Parmentier

<http://www.bapob.org/blickwechsel-schreiben-ueber-flucht-und-migration/>

* Sarah Bourget erhielt 2015 einen BTS in Kommunikation. Ihre Leidenschaft ist das Schreiben und Reisen. Dieser Artikel wurde erstmals am 20. Januar 2018 auf der Wejhat-Seite von *Mashallah News* veröffentlicht: <https://wejhat.mashallahnews.com/une-tete-de/>

rousse ergänzt das folgende Beispiel: „Eine sehr typische dunkelhaarige Frau.“ Bei einer rothaarigen Frau müsste man wohl genauer unterscheiden. Zum Beispiel: Eine typisch irische Rothaarige. Hier verschwimmt alles in meinem Kopf.

Was ist mein Typ?

Mir wurden bereits viele Ursprünge zugeschrieben: Argentinierin, Spanierin, Italienerin, Marokkanerin, Algerierin, Tunesierin, Ägypterin, Libanesin, Israelin, Iranerin, Pakistanerin, Chinesin, Inderin ...

Ich bin Französin und doch habe ich den Eindruck, dass die ganze Welt will, dass ich zu anderen Kulturen gehöre. Ich glaube, ich sollte mich endlich mal bei denen bedanken, die das erwarten – denn sie haben mich neugierig gemacht. Und außerdem erlaubt mir dieser nicht-französische Kopf, in vielen Ländern unerkannt zu bleiben.

Als ich vor ein paar Monaten in Berlin loszog, um (iranisches) Barberi-Brot zu kaufen, fragte mich der Bäcker, woher ich komme. Ich antworte ihm, dass ich Französin sei, aus Frankreich stamme. Ich bin da immer sehr präzise, um Nachfragen aus dem Weg zu gehen. Er sagte, dass stimme nicht, ich sei Iranerin. Und er gab mir mein Brot und bot mir an, mir im Falle eines zukünftigen Umzugs jederzeit helfen zu wollen.

Das ist nur eine Anekdote unter vielen anderen.

Nur in meinem eigenen Land muss ich mich entschuldigen. Ich kann in einigen Blicken sehen, dass mein Gegenüber sich Fragen stellt: „Warum will sie nicht zugeben, woher sie kommt?“ Eine Person, die ich kürzlich erst kennengelernt hatte, sagte mir mit viel Mitleid: „Du musst Dich doch für Deine Herkunft nicht schämen!“

Mein Gesicht ist offensichtlich der unwiderlegbare Beweis: Es gehört nicht zu Frankreich. Und tut es doch.

Angesichts so vieler Gewissheiten zweifle ich manchmal selbst, ob ich wirklich zu diesem Land gehöre. Ich weiß nicht wirklich, wie ein „französischer Kopf“ aussehen soll, aber ich verstehe, dass er nicht aussieht wie meiner. Leider bin ich in diesem Land keine Fremde, und in gewisser Weise drängt es mich, mich den anderen anzupassen.

Aber bin ich die Einzige, die diese Fragen beschäftigt?

*

Nach 15 Jahren in Europa lebt Angela nun im Libanon, wo ihr diese Frage nicht mehr gestellt wird. Und das ist entspannend. Es ist offensichtlich, dass sie Libanesin ist. Dennoch ärgert sie die Frage, denn „Sie weist dich immer darauf hin, dass Du nicht ganz und gar Franzose bist.“

Ounsi, der seine Zeit zwischen Frankreich, Belgien und dem Nahen Osten aufteilt, ist auch müde, diese Frage zu beantworten, weil man sich zu oft wiederholen muss. Er findet es sehr beunruhigend, dass alles in Kategorien gepackt werden muss. In Brüssel will man wissen, ob er Franzose ist. In den Emiraten, zu welcher Gemeinde er gehört. In Frankreich stellt man ihm die Frage vor allem wegen seines „Kopfes“ oder wenn man seinen Namen hört.

Sarag ist frustriert, wenn sie diese zu oft gestellt bekommt. „Warum ist das wichtig?“ Sie lebt in Beirut und da sie blaue Augen hat, hält man sie dort für eine Europäerin. Und wenn sie sagt, dass sie Armenierin ist, dann leitet man daraus ihre Religion und ihre politischen Ansichten ab. Ständig stecke man sie in eine Kiste, wie sie selbst sagt.

Elodie kommt aus einer Region, die sie nicht wirklich mag. Sie fühlt sich verpflichtet, sich zu rechtfertigen und zu erklären, dass sie sich von dem Bild unterscheidet, das wir den Menschen in diesem Teil Frankreichs vermitteln. Dass sie nicht mit diesen Klischees in Verbindung gebracht werden will.

Wenn wir das Pech haben, eine Identität nicht eindeutig anzugeben, dann tun es andere durch bewährte kulturelle Raster.

Es gibt auch eine andere Seite: Rayan, die in Saida, Libanon, lebt, fühlt das klare Bedürfnis zu sagen, woher sie kommt. Sie schätzt es, wenn ihr die Frage gestellt wird. Sie will zeigen, dass sie nicht so aussieht, wie es das stereotype Bild der Palästinenserin zeigt, das in den Medien zu sehen ist. Sie will zeigen, dass sie palästinensischer Herkunft ist und darauf stolz ist, dass sie arbeitet, dass sie intelligent und talentiert ist, dass sie nicht fanatisch ist, dass sie ein normales Leben führt ... Aber es macht sie auch traurig, wenn man sie danach fragt und die Leute dann überrascht sind, dass sie Palästinenserin ist: sie hat weder den „Kopf“ noch den Akzent ihrer Nationalität.

Im Nahen Osten wird Julia oft nach ihrer weißen Haut und ihren hellen Augen gefragt. Sie teilt gerne ihre Erfahrungen, schätzt das Interesse der Menschen an ihrem Herkunftsland Deutschland und ihrer Kultur.

Armin lebt in Hannover. In Deutschland wird er selten gefragt, woher er kommt.

Wael lebt in Berlin. Wie Armin wird er nicht oft mit diesen Fragen konfrontiert, aber wenn es passiert, achtet er auf seine Antwort: „Wenn ich mit jemandem diskutiere und er mich fragt, woher ich komme, will ich nicht wirklich antworten, denn ich habe das Gefühl, er will das gegen mich verwenden und ein Etikett auf mich kleben. Aber wenn jemand die Frage spontan stellt, beantworte ich sie gerne und ohne Probleme. In der Tat kann ich stolz darauf sein zu sagen, dass ich Syrer bin, um aus den Klischees herauszukommen, um zu zeigen, dass ich etwas Gutes tue. Dennoch verstehe

ich nicht, warum mir diese Frage gestellt wird. Ich tue, was ich tue, weil ich Wael bin und nicht, weil ich Syrer, Palästinenser, Franzose, Deutscher bin ... Egal!“

Nach 18 Jahren in Deutschland kann man Audrey diese Frage nicht mehr stellen, wenn man ihren französischen Akzent hört. Die nächste Frage ist oft: „Warum bist du nach Deutschland gekommen?“

*

Nachdem ich jedem dieser Menschen zugehört habe, merke ich, dass nicht nur unsere Köpfe beteiligt sind. Es kann einfacher sein, mit vorgefertigten Schemata zu arbeiten, anstatt zu versuchen, der Person, die vor uns steht, wirklich zuzuhören, sie verstehen und kennenlernen zu wollen.

In einer Welt aus Grenzen und Begrenzungen kommt es darauf an, sich einen bestimmten Platz in einer Gesellschaft zu sichern, einen Platz, der genau definiert ist, einen festen Rahmen hat. Wenn wir das Pech haben, eine Identität nicht eindeutig anzugeben, dann tun es andere durch bewährte kulturelle Schablonen. Dabei entsteht durch unsere verschiedenen Heimaten und unser Wandern zwischen Sprachen und Nationen eine neue Identität – meint Angela: „Ich fühle mich libanesisch und französisch. Aber das sind keine Dinge, die sich überschneiden, sondern sie schaffen eine neue Identität.“

Die Beziehung, die wir mit unserer eigenen Identität pflegen, ist oft komplex und schwankt zwischen einer rechtlichen Realität, unserem Familienerbe und Vorurteilen, die uns in vordefinierte und zugewiesene Identitäten einschließen. Wer weißt, vielleicht lohnt es sich über eine andere Art der Annäherung nachzudenken?

„Woher kommen Sie?“



Sarah Bourget war selbst viel auf Reisen und hat an den unterschiedlichsten Orten gelebt. Migration hat ihr Leben geprägt. Doch hat Migration auch Ihre Idee von Heimat verändert? Audrey Parmentier wollte in einem kurzen Interview mehr darüber erfahren.

Warum haben Sie diesen Text geschrieben? Was haben Sie versucht zu zeigen?

Ich denke, ich wollte zeigen, wie einfach es ist, Menschen in Schubladen und Kategorien einzuordnen. Es scheint, dass die ersten Fragen, die wir einer Person stellen, die wir noch nicht kennen, stets und ausschließlich Fragen sind, die es uns ermöglichen, unser Gegenüber zu kategorisieren. Es gibt keine Nuancen, kein „vielleicht“ oder „im Zweifelsfall“. Du musst einer Gruppe angehören.

Wir verlassen uns dabei lieber auf unsere Augen als auf unsere Ohren. Das Bild, das uns eine Person vermittelt, ist eine Wahrheit, so dass wir nicht mehr hinnehmen müssen, was diese Person uns zu sagen hat. Die Leute glauben oft, dass ich lüge, wenn ich sage, dass ich keine Herkunft habe. Erst letzte Woche wurde mir gesagt: „Lass uns wetten, wenn ich Dir einen DNA-Test kaufen würde, dann wärst du so französisch sein wie eine algerische Frau!“

Wenn ich so etwas höre, dass man kein Franzose sein kann, dann befürchte ich schon, dass wir solche Annahmen letztendlich glauben und, dass wir die Kategorie annehmen und akzeptieren, die uns andere überstülpen und uns dort einordnen. Und so prägt die äußerliche Erscheinung der Menschen, das Bild, das die Menschen von uns haben – und ist prägend dafür, was wir sind.

Ihr Text wirft die zentrale Frage auf, die immer wieder auftaucht: „Woher kommen Sie?“ Warum ist diese Frage eigentlich noch so wichtig, wenn ein Drittel der jungen Franzosen aus Einwandererfamilien kommt?

Vielleicht ist dies gerade deshalb ein wichtiges Thema, weil ein Drittel der jungen Franzosen aus Einwandererfamilien kommt. Die Einwanderung ist Teil unserer Geschichte und immer noch ein Thema, das alle politischen Kampagnen antreibt. Es ist ein Thema, das die Gesellschaft spaltet. Für oder gegen die Einwanderung, für oder gegen das Tragen des Schleiers, das Schweinefleisch in der Kantine etc.

Wenn Sie schwedischer oder englischer Herkunft sind, dann habe ich das Gefühl, dass das für die Menschen nicht sehr interessant ist – es ist schließlich nicht orientalisches genug, und es ist wahr, dass die Zeitungen nicht besonders oft über Skandinavien berichten. Wenn man aber „typisch“ orientalisches ist, wird man in Frankreich leicht mit einer ganzen Geschichte in Verbindung gebracht: Kolonisation, Vororte, Islam ... Und ich glaube nicht, dass ich übertreibe. Ich werde oft gefragt, ob ich eine Muslimin bin. Ich denke, der einzige Grund, der zu dieser Frage führen kann, ist definitiv meine Haar- oder Hautfarbe. Und ich denke, die Leute sind besonders daran interessiert, weil sie mich als Muslimin in ein Kästchen packen können, die ihnen jede Polemik erlaubt. Weil man uns ganz klar zu verstehen gibt, dass Muslime zu sein, bedeutet wirklich anders zu sein.

Können Sie einen Vergleich mit Deutschland anstellen? Wurde Ihnen diese Frage auch in Deutschland gestellt?

In Deutschland war es für mich anders. Aber aus verschiedenen Gründen, denke ich. Das erste ist, dass ich in Berlin gelebt habe, einer extrem kosmopolitischen Stadt. Dort sind die Menschen, so denke ich, offener und toleranter als anderswo. Berlin ist ein bisschen wie eine Stadt, in der alles akzeptiert und toleriert ist. Die zweite ist, dass ich Französin bin und Deutsch mit einem französischen



Sarah Bourget – ein Selbstporträt der Autorin

Akzent spreche. Für einen Deutschen reicht es, meinen Akzent zu hören. Für die bin ich Französin, gehöre klar zu dieser Gruppe. Ich erinnere mich nur an einen Kunden im Café, in dem ich gearbeitet habe, der mich unbedingt für eine Tunesierin hielt und davon nicht abzubringen war. Es war sehr unangenehm, da er das hochmütige und verächtliche Gesicht eines überlegenen Mann zeigte, der denkt, dass ich nur zu dumm sei, seine Frage korrekt zu verstehen. Aber während meines Aufenthalts hatte ich doch den Eindruck, dass die Frage nach der Herkunft, nach mir und „meinem typischen Kopf“, in Deutschland weniger wichtig war.

Schließlich ist das Gute am Ausland, dass ich im Allgemeinen, wenn ich sage, dass ich Französin bin, nicht allzu sehr gestört werde. Eine der ersten Fragen, die mir gestellt werden, ist zwar „woher kommst du?“, aber wenn ich antworte, dass ich Französin bin, reicht diese Antwort meistens. Schließlich komme ich vom „alten“ Kontinent, die Leute sehen in mir ein freies, unabhängiges und romantisches Mädchen mit einem „wirklich süßen Akzent“. Ich werde verbunden mit dem Eiffelturm, großen Modeschöpfern, einer hochwertigen Gastronomie, der Revolution, dem Land der Menschen- und Bürgerrechte ... Es ist irgendwie schön. Falsch. Aber schön.

In Deutschland mögen wir die Franzosen wegen der deutsch-französischen Freundschaft. Unsere beiden Staaten haben viel getan, damit unsere beiden Nationen sich gegenseitig schätzen. Wir lernen Französisch in der Schule in Deutschland und wir lernen Deutsch in Frankreich. Deutschland und seine Kultur sind uns in der Tat weniger fremd. In Deutschland und der Schweiz habe ich den Eindruck, dass die Frage, die die Person kategorisieren sollte, eher wie folgt lautet: „Was machst du im Leben?“ Meine türkischen Freunde, mit denen ich darüber sprach, sahen das anders: Sie empfinden echte Diskriminierung und eine echte Kategorisierung in Bezug auf ihre Herkunft. Ich nehme an, dass die Geschichte Deutschlands mit der Türkei eine wichtige Rolle in den Beziehungen der Menschen untereinander spielt.

Wenn Sie ihre eigene Migration verfolgen: Entsteht durch Migration eine neue Identität?

Ich lebte in Frankreich, bis ich 23 Jahre alt war. Dann ging ich für ein Jahr nach Melbourne, dann für ein Jahr nach Berlin, ich verbrachte 4 Monate im Libanon, 1 Monat in den Vereinigten Staaten und

ich bin derzeit für 5 Monate in der Schweiz. Auf persönlicher Ebene glaube ich, dass Dir das Leben in einem anderen Land erlaubt, dich zu entwickeln, dich zu erneuern, dir zu erlauben, Dinge zu tun, die du nicht gewagt hättest oder dir nicht hättest leisten können. Lange Zeit war ich das schüchterne Mädchen, das ein wenig Angst vor Menschen hatte usw. Wenn alle dich daran erinnern, dass du so bist, ist es schwierig, dich zu ändern. Aber in einem Land, in dem dich niemand kennt, kannst du sein, wer immer du sein willst.

Die einzige Grenze ist die Sprache. Ich drücke mich natürlich nicht in der gleichen Weise auf Französisch aus wie in Englisch oder in Deutsch. Und es beeinflusst das Bild der Menschen von dir, weil du weniger lustig und weniger interessant bist. Aber es begrenzt auch, wer du wirklich bist. Du kannst nicht auf die gleiche Weise mit anderen interagieren.

Es ist nicht so sehr, dass ich mich in einem anderen Land anders fühle, aber es ist ziemlich lustig zu sehen, dass das, was in einem Land ein Vermögen wert ist, nicht unbedingt ein Vermögen wert ist in einem anderen Land. Im Libanon ist es eher von Vorteil, schwarze Haare und dunkle Haut zu haben, weil die Leute mir leichter vertrauen, ich habe „einen guten Kopf“. In Frankreich ist dies nicht unbedingt der Fall. In Deutschland finden sie meinen Karriereweg interessant und ich werde gefördert. Das ist in der Schweiz absolut nicht der Fall, wo man davon ausgeht, dass ich ein dummes oder auch verlorenes Mädchen sei. Ehrlich gesagt, ist es für mich einfacher, in Berlin oder Beirut zu leben als in Paris oder Lausanne.

Was ist „Heimat“ für Sie? Wo ist Ihre Heimat?

„Heimat“, glaube ich, ist dort, wo ich mich zu Hause fühle. Ich habe nicht wirklich einen Ort, an dem ich mich nicht wie zu Hause fühle, aber es gibt Orte, an denen ich lieber lebe. Es sind die Menschen, die zählen, nicht die Orte. Von allen Städten, die ich zum Beispiel gesehen habe, halte ich Beirut oder Berlin nicht für die schönsten im engeren Sinne, aber sie sind meine Favoriten, weil ich dort unglaubliche Menschen getroffen habe. Ich denke, es sind wirklich die Menschen, die mir das Gefühl geben, mehr oder weniger zu Hause zu sein. Aber ich weiß auch, dass ich zu Frankreich keine rechte Bindung mehr habe – bloß weil ich dort geboren wurde.

Was würde für Sie eine Gesellschaft charakterisieren, in der Vielfalt akzeptiert wird? Wie würden sich die Menschen zueinander verhalten?

Ich denke, dass Diskussion und Austausch sehr wichtige Faktoren sind. In vielen Gesellschaften können wir sehen, dass Menschen Angst voreinander haben, weil sie sich nicht kennen. Ich denke, dass es ein guter Anfang wäre, wenn wir neugierig sind und ein echtes Interesse an den Menschen um uns herum haben. Das ist etwas, was Kinder in der Pause lernen sollten: Weise die anderen nicht ab, wenn sie Dir Fragen stellen. Denn ich glaube, dass wir alle persönlichen Fragen (Was machst du im Leben? Wo kommst du her? Was machen deine Eltern da? Wo hast du studiert? Was ist deine Religion? Was willst du in diesem Land tun? ...) fragen kann, wenn sie von dem Wunsch geleitet sind, die Person vor dir kennenzulernen, vielleicht ihre Kultur, ihr Erbe zu kennen. Wenn die gestellten Fragen dazu verwendet werden, Menschen zu kategorisieren, zu beurteilen, zu klassifizieren, zu platzieren, dann können wir uns diese genau so gut sparen. Und es ist in der Tat sehr interessant zu sehen, dass die ersten Fragen, die wir einem Fremden stellen, in unseren Gesellschaften oft Fragen sind, die sehr persönliche Antworten erfordern.

Ich glaube, es ist völlig normal, dass man uns aufgrund unserer Ideen einordnet. Aber ich finde es sehr ungewöhnlich, wenn wir nach physischen, soziokulturellen oder sozioökonomischen Merkmalen in unterschiedliche Gruppen unterteilt werden.

Politique migratoire

L'idéal macronien confronté au réel

Par Joudy El-Asmar*

» Joudy El-Asmar, une jeune journaliste libanaise qui habite à Beyrouth, s'est rendue à Lyon, en France, dans le cadre du projet « Une autre perspective, écrire sur l'exil et la migration ». A cette occasion, elle a pu confronter ce que la majorité des médias libanais écrivent sur la politique migratoire d'Emmanuel Macron à la réalité.

Des jugements et des préjugés, des dits et des non-dits, des certitudes et des doutes : comme dans de nombreux autres pays européens, de nombreuses controverses prolifèrent autour de la politique migratoire en France. Les débats actuels se nourrissent du projet de loi « immigration-asile » qui occupe le devant de la scène publique du pays (la loi a entretemps été adoptée en deuxième lecture par l'Assemblée nationale le 26 juillet 2018, NDLR). Le texte vise notamment à réduire à six mois, contre onze aujourd'hui, l'instruction de la demande d'asile, et ce afin de faciliter l'accueil des acceptés, mais aussi l'expulsion des déboutés.

Des Libanais intéressés par la politique française que nous avons interrogés se divisent en deux opinions opposées sur la question. Une majorité considère la France comme étant toujours « la patrie des droits de l'homme », qui préserve sa clémence à l'égard des immigrés, en particulier des musulmans de l'étranger « malgré les attentats terroristes qui ont eu lieu à Paris ». D'autres Libanais rejoignent le feu des critiques ciblant le président Emmanuel Macron qui envisage le durcissement des procédures d'immigration.

Au moment où les associations humanitaires, la gauche et leurs partisans protestent contre la loi fondée par Emmanuel Macron, une autre opinion

considère que le président français est en train d'organiser l'immigration dans un souci « de justice et d'efficacité » grâce à des délais plus courts accordés à l'examen des demandes d'asile.

Des délais plus courts peuvent rendre la procédure moins précise

Laure Chebbah-Malicet, enseignante à Sciences Po Lyon est docteure en sciences politiques et spécialiste des politiques publiques de l'immigration en France. Selon elle, ce raccourcissement des délais lors de l'examen des demandes d'asile implique « moins de temps mais moins de qualité de traitement de dossiers ». Elle explique qu'« en diminuant le délai d'un an à 21 jours, on diminue ainsi le temps pour les gens d'être en capacité de raconter ce qui leur est arrivé, et cela se fait au détriment de la qualité de l'instruction », car ces informations doivent être vérifiées très soigneusement et de manière différenciée.

Les demandeurs d'asile se heurtent souvent à la difficulté de trouver un interprète « digne de ce nom », selon Laure Chebbah-Malicet qui fait allusion à la faiblesse du système d'interprétariat public. En pratique, « la demande d'asile exige au moins 10 à 15 heures passées avec une personne pour qu'elle puisse donner le récit attendu à

* Joudy El-Asmar est une jeune journaliste libanaise titulaire d'un Master en langue et littérature françaises de l'Université Libanaise. Membre du réseau « *Global Shapers* » – *Forum Economique Mondial*, elle s'engage dans des projets ciblant l'ethnopolitique et la justice sociale. L'article a été écrit dans le cadre de la dernière phase du projet « Une autre perspective, écrire sur l'exil et la migration », qui s'est tenue à Lyon, en France. Il a été publié pour la première fois le 20 janvier 2018 sur le site Wejhat hébergé par Mashallah News : <https://wejhat.mashallahnews.com/politique-migratoire/>



© Alexandre Rotenberg / shutterstock.com

Manifestation à Paris contre la politique migratoire d'Emmanuel Macron

l'Ofpra (Office Français de Protection des Réfugiés et Apatrides). Par conséquent, des milliers de récits se produisent d'une manière inexacte car on n'a pas accédé au bon interprète ». Celui-ci est souvent remplacé par des proches ou par des gens de l'entourage et parfois même par des mineurs qui maîtrisent mieux le français que leurs parents et traduisent ce qu'ils ont envie de dire.

Engagée auprès des demandeurs d'asile dans le département du Rhône, Laure Chebbah-Malicet connaît également bien le terrain : « si ce raccourcissement des délais lors de l'examen des demandes d'asile se faisait en faveur des gens, il faudrait investir davantage de moyens pour rendre cette procédure faisable ». Ces « bonnes » intentions se traduiraient alors par la mise en place de structures capables d'accompagner les demandeurs d'asile. Or pour l'instant, elles sont quasiment inexistantes. « A titre d'exemple, il n'y a dans tout le département du Rhône qu'une seule association qui aménage ces demandes d'asile et s'occupe de domicilier les demandeurs », affirme-t-elle.

De surcroît, en France, les cours de langue sont uniquement offerts aux réfugiés dont la demande d'asile a été acceptée, ceux qui ont déjà régularisé leur séjour. Alors qu'en Allemagne, tout migrant commence à apprendre la langue peu de temps après son arrivée pendant le traitement de son dossier. Selon Laure Chebbah-Malicet, « en France, il faut s'inscrire sur les listes d'attentes des plateformes d'apprentissage locales établies par l'Etat ». Ainsi, dix-huit mois ou deux ans peuvent s'écouler avant d'apprendre la langue du pays. Pendant tout ce temps-là, les demandeurs d'asile sont largement exclus de la vie sociale.

Hébergement et santé : des économies aux mauvais endroits

Le système d'accueil des demandeurs restreint l'autonomie des familles. Laure Chebbah-Malicet parle de « l'infantilisation » de ces familles qui, auparavant, étaient accueillies dans des hôtels peu coûteux et inscrivait leurs enfants dans les écoles voisines. Désormais, ces familles ne sont plus

logées dans la ville de Lyon, mais en dehors, et elles doivent faire face à des conditions de vie beaucoup plus contraignantes : une cuisine collective, une chambre que se partagent parents et enfants, un long trajet pour arriver aux écoles et aux marchés. En plus des futures répercussions sociales, ces mesures d'hébergement s'avèrent plus coûteuses sur le plan économique. Laure Chebbah-Malicet poursuit : « certes, cette politique économique des coûts d'hébergement mais elle devrait être reconsidérée ».

Pour l'instant, les étrangers avec ou sans papiers ont un accès minimum à la santé, « mais cela fait plusieurs années que des députés du groupe Les Républicains veulent supprimer l'aide médicale fournie par l'Etat pour les sans-papiers », indique la spécialiste des politiques publiques de l'immigration en France.

Fronde au sein de La République en marche

Une partie des députés de la REM ont jugé le nouveau projet de loi trop ferme à l'égard des demandeurs d'asile, et ils ont menacé de boycotter le vote. (Quinze d'entre eux n'ont pas voté le texte en première lecture le 22 avril 2018, NDRL). Nombre d'entre eux ont critiqué le texte, souligné ses faiblesses et proposé des amendements. Ainsi Jean-Michel Clément, avocat spécialiste du droit des étrangers et député de la Vienne, a dénoncé un texte à la logique répressive. Quant à Martine Wonner, députée de la circonscription du Bas-Rhin, elle a exhorté ses collègues à garder en mémoire le parcours traumatique des migrants.

L'un des points de litige concernait le « délit de solidarité » : malgré un léger affaiblissement des sanctions, les personnes qui aident les réfugiés pour des raisons humanitaires sont toujours passibles de poursuites. Beaucoup de députés trouvaient cette mesure trop dure. En général, les frondeurs demandaient à humaniser le texte, et à respecter davantage les demandeurs d'asile.

Laure Chebbah-Malicet juge que le débat actuel est positif : « cela fait 15 ans que l'on n'a pas débattu des politiques d'immigration. On les sub-

it seulement. On les construit sur des consensus politiques ». Comme il n'y a pas d'idéologie particulière qui sous-tend cette loi, « mais plutôt des impératifs pragmatiques, on a peut-être la possibilité d'introduire des éléments plus favorables » prédit-elle. « A priori, on prévoit des mesures plus favorables aux étudiants immigrants ».

La France-mère patrie, toujours vivante ?

Malgré tous les aspects défavorables de la situation des étrangers en France, ce pays continue à être la terre d'accueil préférée de nombreux Libanais, « la mère nourricière du Liban ». Selon le site *Medias-presse.info*, ils étaient 225 000 à vivre en France en 2017.

C'est à travers le système scolaire libanais que se perpétue cette image de mère nourricière. « Les images sont toujours longues à changer », selon Laure Chebbah-Malicet. « Il s'agit d'un modèle idéaliste qu'on véhicule à travers l'apprentissage du français au Liban, mais un écart sensible existe entre la théorie et la réalité des choses ». C'est un peu du « soft power » qui continue d'être vendu par la France, mais la réalité est tout autre », affirme-t-elle.

Si « la France a perdu du terrain en Afrique francophone, au Maghreb et que les fils se sont détendus avec la Syrie bien avant, elle préserve une relation particulière avec le Liban. Cela est également dû à la diversité religieuse du pays et à sa forte proportion de chrétiens dans la population. Le Liban fait aussi exception parce que la France a établi ces liens étroits depuis le 19^{ème} siècle dans sa décision de protéger les chrétiens de l'Orient ».

Experte de l'histoire de l'immigration en France, Laure Chebbah-Malicet précise « qu'il y a moins de migrants aujourd'hui que dans les années 50 ou 60. Pendant ces années, on allait chercher les migrants parce qu'il y avait un besoin économique qui se justifiait par la fin de la Seconde guerre mondiale. La France n'a toujours accueilli que des réfugiés qui représentaient un intérêt économique, et toutes les discussions n'y changent pas grand-chose ».

Migrationspolitik

Macrons Ideal und die Realität

Von Joudy El-Asmar*



Der folgende Text der jungen libanesischen Journalistin Joudy el-Asmar entstand im Rahmen des Projekts „Eine andere Perspektive. Schreiben über Exil und Migration“ anlässlich einer einer Recherchereise nach Lyon. Was sind die Herausforderungen der Migrationspolitik unter Macron? Wie sehen MigrantInnen in Frankreich und die Zivilgesellschaft die aktuelle Diskussion? Eine Perspektive auf das Thema.

Urteile und Vorurteile, so genannte und unausgesprochene, Gewissheiten und Zweifel: Wie in vielen anderen europäischen Ländern breiten sich auch in Frankreich viele Kontroversen um die Migrationspolitik aus. Befeuert wird die Diskussion in Frankreich durch die aktuellen Debatten um das „Asyl- und Einwanderungsgesetz“, das eine starke öffentliche Wahrnehmung hat. Das Gesetz, das inzwischen in zweiter Lesung von der Nationalversammlung am 26. Juli 2018 verabschiedet wurde, zielt insbesondere darauf ab, die Prüfung des Asylantrags auf sechs Monate zu beschränken – verglichen mit heute elf Monaten. So sollen berechtigt Asylsuchende schneller aufgenommen werden können – und andere schneller ausgewiesen und abgeschoben werden können.

Fragt man die Menschen im Libanon nach ihrer Meinung zur aktuellen französischen Politik, vertreten sie zwei gegensätzliche Ansichten zu diesem Thema. Eine Mehrheit hält Frankreich nach wie vor für „die Heimat der Menschenrechte“, das sich seine Milde gegenüber Einwanderern, insbesondere Muslimen im Ausland, bewahrt habe

„trotz der Terroranschläge in Paris“. Andere Libanesen schließen sich der harten Kritik an Präsident Emmanuel Macron und der Verschärfung der Einwanderungsverfahren an.

Und während zivilgesellschaftliche Organisationen, Vertreter der politischen Linken und ihre Anhänger gegen das von Emmanuel Macron neu eingebrachte Gesetz protestieren, wenden die anderen ein, der französische Präsident wolle durch seine Initiative die Einwanderung im Geiste von „Gerechtigkeit und Effizienz“ organisieren und es handle sich um eine klare Verbesserung dank kürzerer Fristen für die Prüfung von Asylanträgen.

Kürzere Prüfzeiten können das Verfahren ungenauer machen

Laure Chebbah-Malicet, Lehrerin an der Sciences Po Lyon, promovierte in Politikwissenschaft und ist Expertin für öffentliche Einwanderungspolitik in Frankreich. Die Verkürzung der Fristen bei der Prüfung von Asylanträgen impliziere dass „we-

* Joudy El-Asmar ist eine junge libanesischen Journalistin, die einen Master-Abschluss in Französisch und Literatur hat. Als Mitglied des Netzwerks „Global Shapers“ – World Economic Forum engagiert sie sich in Projekten zur Ethnopolitik und sozialen Gerechtigkeit. Der Artikel wurde im Rahmen des Projekts „Perspektivwechsel: Schreiben über Exil und Migration“ geschrieben.

niger Zeit, aber auch weniger Qualität bei der Bearbeitung von Fällen“ eingesetzt werde. Sie erklärt, dass „wir durch die Verkürzung der Zeit von einem Jahr auf 21 Tage auch die Zeit und die Möglichkeit verkürzen, in der die betroffenen Menschen sagen können, was mit ihnen passiert ist. Und das geht zu Lasten der Qualität der gründlichen Überprüfung der Asylanträge und aller vorliegenden Informationen.“

Asylsuchende hätten oft Schwierigkeiten, einen „ordentlichen“ Dolmetscher zu finden, so Laure Chebbah-Malicet, die auf die Schwäche des öffentlichen Dolmetschsystems hinweist. In der Praxis „erfordert ein Asylantrag mindestens 10 bis 15 Stunden bei einer entsprechenden Person, um gegenüber der französischen Flüchtlingsbehörde Ofpra (Office Français de Protection des Réfugiés et Apatrides) ordnungsgemäß und umfassend Rechenschaft ablegen zu können. Wenn nicht auf einen richtigen Übersetzer zurückgegriffen werden kann, dann werden tausende von Geschichten ungenau“. Oft würden statt ordentlicher Übersetzer Verwandte eingesetzt oder ihnen nahe stehende Personen und manchmal sogar Minderjährige ersetzt, die zwar besser Französisch sprechen als ihre Eltern – aber ungenau übersetzen.

Laure Chebbah-Malicet, die mit Asylsuchenden im Departement Rhône zusammenarbeitet, ist mit der Situation vor Ort vertraut und fordert: „Damit die geplante Verkürzung der Fristen auch den Betroffenen zugute kommen kann, wäre es erforderlich, deutlich mehr Mittel in die Durchführung der Asylverfahren zu investieren.“ Es geht aus ihrer Sicht darum, dass sich die „guten“ Absichten in der Schaffung von Strukturen niederschlagen, durch die Asylbewerber unterstützt werden. Diese sind bisher jedoch kaum vorhanden. „Es gibt zum Beispiel im gesamten Departement Rhône nur einen Verband, der sich mit diesen Asylanträgen befasst und sich um die Unterbringung der Antragsteller kümmert“, sagt sie.

Darüber hinaus werden in Frankreich Sprachkurse nur für Flüchtlinge angeboten, deren Asylanträge angenommen wurden – für die also der Aufenthaltsstatus geklärt ist. In Deutschland hin-

gegen könnten Migranten bereits kurz nach ihrer Ankunft und noch während der Bearbeitung ihres Antrags die Sprache lernen. Laut Laure Chebbah-Malicet, „müssen sie sich in Frankreich auf den Wartelisten der vom Staat eingerichteten lokalen Lernplattformen registrieren“. So kann es achtzehn Monate oder zwei Jahre dauern, bis man die Sprache des Landes gelernt hat. Während dieser Zeit sind Asylbewerber weitgehend vom gesellschaftlichen Leben ausgeschlossen.

Wohnen und Gesundheit: Sparen an den falschen Stellen

Das System zur Aufnahme von Bewerbern schränkt die Autonomie von Familien ein. Laure Chebbah-Malicet spricht über die „Infantilisierung“ dieser Familien, die zuvor in preiswerten Hotels untergebracht waren und ihre Kinder in benachbarten Schulen einschrieben. Von nun an sind diese Familien nicht mehr in der Stadt Lyon, sondern außerhalb untergebracht, und sie sind mit viel restriktiveren Lebensbedingungen konfrontiert: eine Gemeinschaftsküche, ein gemeinsames Zimmer von Eltern und Kindern, eine lange Reise zu Schulen und Märkten. Neben den zukünftigen sozialen Auswirkungen sind diese Wohnmaßnahmen wirtschaftlich aufwendiger. Laure Chebbah-Malicet fährt fort: „Sicherlich spart diese Richtlinie Hostingkosten, aber sie sollte überdacht werden.“

Ausländer mit oder ohne Dokumente haben vorerst nur minimalen Zugang zur Gesundheitsversorgung, „aber seit einigen Jahren versuchen vor allem republikanische Abgeordnete, die staatliche medizinische Hilfe für nicht registrierte Migranten noch weiter zu beschränken“, kritisiert die Spezialistin für öffentliche Einwanderungspolitik in Frankreich.

Kritik für das neue Gesetz bekam Macron auch aus dem eigenen Lager: Einige Abgeordnete der Macron Partei *La République en marche* fanden den neuen Gesetzentwurf zu hart und drohten, die Abstimmung zu boykottieren. Tatsächlich nahmen fünfzehn von ihnen an der Abstimmung der ersten Lesung nicht teil. So verurteilte Jean-



© Joudy El-Asmar

Laure Chebbah Malicet kennt als Expertin die Herausforderungen der Migrationspolitik.

Michel Clément, ein auf Ausländerrecht spezialisierter Anwalt, den Text aufgrund seiner repressiven Logik.

Für Laure Chebbah-Malicet hat die aktuelle Debatte zur Einwanderung dennoch positive Aspekte: „Wir haben seit 15 Jahren keine Einwanderungspolitik mehr diskutiert. Stattdessen haben wir sie mehr passiv durchlitten.“

Das Modell der „Pflegermutter“ Frankreich

Trotz aller ungünstigen Aspekte der Situation von Ausländern in Frankreich ist das Land nach wie bevorzugtes Gastland für viele Libanesen, „die Pflegermutter des Libanon“. Laut der Website *Medias-presse.info* lebten 2017 rund 225 000 Libanesinnen und Libanesen in Frankreich. Durch das libanesische Bildungs- und Schulsystem werde dieses Bild einer Pflegermutter aufrechterhalten. „Bilder ändern sich immer nur langsam“, sagt Laure Chebbah-Malicet. „Es ist ein idealistisches Modell, das bereits durch das Erlernen der französischen Sprache im Libanon vermittelt wird, aber es gibt eine deutliche Lücke zwischen Theorie und Realität. Und auch wenn das als Werbung

und „Soft Power“ weiterhin von Frankreich ins Ausland vermittelt wird, sieht die Realität doch ganz anders aus“, sagt sie.

Frankreich habe zwar im französischsprachigen Afrika, im Maghreb an Boden verloren und die Verbindungen mit Syrien hätten sich bereits vor längerer Zeit gelockert, doch habe es zum Libanon weiterhin sehr enge Verbindungen. Das liegt auch an der Religionsvielfalt im Libanon und seinem hohen Anteil Christen in der Bevölkerung. Der Libanon aber ist auch deshalb eine Ausnahme, weil Frankreich seit dem 19. Jahrhundert mit seiner Entscheidung zum Schutz der Christen im Nahen Osten eine enge Verbindung aufgebaut hat.

Laure Chebbah-Malicet, weist auch darauf hin, dass es heute weniger Migranten gebe als in den 1950er- oder 1960er-Jahren; „In diesen Jahren wurden Migranten gesucht, weil es eine wirtschaftliche Notwendigkeit gab.“ Auch damals habe Frankreich diese Flüchtlinge vor allem deshalb bereitwillig aufgenommen, weil es ein gegenseitiges wirtschaftliches Interesse gegeben habe. „Und an den Eckpunkten der Diskussionen hat sich seitdem nicht viel geändert.“